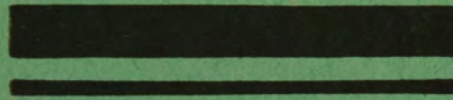


Das neue Werk



Das neue Werk

/ Ein Dienst am werdenden /

In Gemeinschaft mit Otto Herpel, Normann Körber, Gertrud Ordemann und den Schlichterern freundschaftlich herausgegeben von Eberhard Arnold und Heinrich Schultheis.

4. Jahrgang.

August 1922

Nummer 5

Inhalt:

Bemerkungen zu Friedrich Gogarten:	
Die religiöse Entscheidung. Von Alfred de Quervain	157
Volkskirche oder Bekenntniskirche. (Zum Fall Leimbach.) Von Wolf Meyer	166
Die Schicksalsstunde unserer evangelischen Landeskirche.	
Von Fritz Kruse	178
Aus Geschichte und Zeit.	
Die neue deutsche Volksbildungsbewegung. Von Adolf Waas	185
Aus dem Tagebuche eines Neuwerkers. Von Georg Flemmig	188
Buch und Bild.	
Karl Mennicke, Proletariat und Volkskirche. Von Hans Hartmann	189
Evangelisches Laienbüchlein. Von Emil Blum	190
Bekanntmachung.	192

Bezugs- und Anzeigen-Bedingungen des neuen Werkes.

„Das neue Werk“ erscheint im neuen Jahrgang in zwölf Nummern von zirka je 36—40 Seiten, unter Kreuzband vierteljährlich vom Verlage zum Preise von 24,00 Mark zuzüglich Porto. Auslandspreis 40,00 Mark.

Die Einzelnummer kostet 8 Mark.

Anzeigengebühr: Mark 1.20 für die 50 mm breite Zeile, für die halbe Seite Mark 85.00, für die ganze Seite Mark 160.00.

Neuwerk-Verlag, e. G. m. b. H., Schlichtern und Leipzig.

Postcheckkonto Frankfurt a. M. Nr. 25 850.

Das neue Werk

/ Ein Dienst am werdenden /

Herausgeber Eberhard Arnold und Heinrich Schultzeis

Bemerkungen zu Friedrich Gogarten:

Die religiöse Entscheidung.

Von Alfred de Quervain.

Unsere Zeit steht noch stark im Zeichen des Kampfes gegen den Intellektualismus. Das Leben rebelliert gegen die Herrschaft des Gesetzes, des logischen und ethischen Gesetzes, gegen tausend Schranken und Scheidewände, gegen den Machtanspruch des Verstandes, der jede Unmittelbarkeit des Fühlens und Tuns im Keime zerstört. Die so zahlreichen Bewegungen bedeuten einen immer erneuten Protest gegen eine verdinglichte, geistverlassene Kultur; sie sind der Versuch, an den verschiedensten Stellen einen Durchbruch zu wagen, oder für den, der meint, daß der Zusammenbruch und das Ende der liberalen Ära schon Tatsache sei, die Grundsteinlegung zu einem hoffnungsvolleren Bau. Wenn aber das Wort von Novalis wahr ist, daß die Anarchie das Zeugungselement der Religion sei, so wird auch wohl die religiöse Seite unserer Zeit nicht fehlen. Und wie könnte es denn anders sein? Denn in aller Zerrissenheit lebt mächtig die Sehnsucht nach Einheit. Gegensatz und Kampf sollen nicht das letzte Wort haben; man möchte zu der letzten göttlichen Harmonie durchdringen, zu dieser Harmonie, die derjenige vernimmt, der wieder ganz „einfach“ und „schlicht“ geworden ist, der sich selbst samt seinen Vorzügen, seinen Problemen, seinem Wissen nicht mehr so wichtig nimmt. Unmittelbarkeit ist da die Lösung. Und indem der Mensch unmittelbar zu Gott wird, findet er sich auch zu den andern, in denen das Göttliche nach Gestalt ringt. Unsere Zeit scheut die Konsequenz der reinen Mystik; sie kann eben an der Gemeinschaft nicht vorbei. Erleben dieser letzten Einheit des Individuums und Erleben der Gemeinschaft sind die zwei Pole, um die die religiöse Sehnen der Gegenwart sich dreht. Daß die heute vorhandenen orthodoxen wie liberalen Formen der Religion zersprengt werden von dem gärenden Leben, ist selbstverständlich. Schon ist die Lösung nicht mehr neu: Nicht Theologie, sondern Religion. Wird sie bis zu Ende gedacht, dann bedeutet sie das Ende jeder Dogmatik und jeder Kirche. Denn Religion ist keine Provinz neben anderen, sondern sie sprengt alles Fixierte, auf jedem Gebiet, sie bedeutet Hereinbeziehung des ganzen Lebens in die Ursprünglichkeit. Vielleicht ist Fichtes „Anweisung zum seligen Leben“

in dieser Beziehung der zeitgemäße, typische Ausdruck dieser Religion. Es wird nun anerkannt der religiöse Sinn, der überall hindurchbricht und alles Leben wieder heiligt. So ist der religiöse Sozialismus nur eine Aktualisierung des Göttlichen in der heutigen profanen Wirklichkeit. Für den Universalismus und den geistigen Charakter der Religion wird der Kampf geführt gegen das Schranken aufrichtende Denken. Anders ausgedrückt: die Sicherheit des fertigen, abgeschlossenen, überzeugten Menschen, etwa des Kirchenmenschen oder des Parteipolitikers oder des starren Systematikers, wird als typisch irreligiös empfunden. Die Bewegtheit in Philosophie und Kunst, im individuellen und im Gemeinschaftsleben, die Sehnsucht nach Freiheit und Unendlichkeit und zugleich nach Wesenhaftigkeit, und das heißt dann wohl nach Gottesgemeinschaft, wird als ausgesprochen religiös gedeutet und gewertet.

Ist aber damit der Universalismus der Religion schon begründet, der Universalismus, der sicher ernstlich gesucht und gewollt ist? Das heißt: Ist die Frage so gestellt, daß sie selbst, geschweige denn ihre Antwort, keine bloße Reaktion ist auf einen schwer haltbar gewordenen Zustand? Steht es so, daß der Sinn unserer Frage nicht nur unserer Zeit gilt, sondern der Zeit überhaupt; daß diese Kritik nicht nur einzelne Erscheinungen trifft, sondern auch unser ganzes eigenes Sein und Wollen? (Daß, insofern es unsere Frage und unsere Kritik ist, sie auch zeitlich bedingt ist, braucht nicht erst gesagt zu werden.)

Mit welchem Recht wird denn dieser oder jener Bewegung oder Erscheinung das Prädikat „religiös“ beigelegt? Wie kommt es zu diesem selbstverständlichen In-Beziehung-Setzen von Idee und Wirklichkeit, Gott und Mensch? Die Unruhe, das drängende Leben mag noch so mächtige Wellen schlagen und aus sehr beträchtlichen Tiefen an die Oberfläche durchbrechen, was machen da Grad und Intensität, mächtige Wirkungen und Revolutionen aus, wo alles darauf ankommt, daß die Bewegung nicht in sich geschlossen bleibt, weil der Punkt, auf den sie bezogen wird, kein fester sein darf, wo die Ursache der Unruhe, der Gegenstand, auf den sich Sehnsucht und Liebe richtet, kein sinnlich-geistiges Objekt ist, sondern eben Gott. Die gesuchte und ersehnte Einheit, die Unmittelbarkeit, die man meint, kann also keine Gegebenheit, kein Seelenzustand sein; sie wird weder erlämpft, noch ist sie das Wunder, das plötzlich über uns hereinbricht. Die Einheit ist sowohl Ursprung wie Ziel, aber deswegen außerhalb jeder Erscheinung liegend, Glaube und Verheißung zugleich. Die heutige Krisis (wie alle Entscheidungen, die je getroffen wurden) wird nur dann eine religiöse sein, sie wird nur soweit eine große Möglichkeit bieten, insofern sie in dem Punkte steht, wo angesichts der Ewigkeit alle zeitlichen Begriffe in Frage gestellt werden.

Das Wort Augustins: „Unser Herz ist ruhelos, bis es in dir ruht“ kann nur da voll verstanden und gewürdigt werden, wo man es aufgegeben hat, in diesem Ruhen einen Zustand, einen Gegenstand der Psy-

chologie zu sehen. Aber diesem von Leidenschaften so bewegten Leben spiegelt sich wohl etwas vom Frieden Gottes, aber nur als Wissen um die letzte Begründung und Verwurzelung dieses Friedens hat er nach Augustin Sinn und Bedeutung, nicht als Gemütsverfassung, als Erlebnis. Insofern seine Gottesliebe aber Sublimierung aller seiner Leidenschaften bedeutet, insofern sie mystisch bleibt, ist wohl ihre Schranke deutlich; die Lösung dieser offenen Fragen — denn etwas anderes sind sie ja nicht — wird in der Verinnerlichung des Einzelnen gesehen, wird in die subjektive seelische Sphäre verlegt. Damit sind sie aber nicht erledigt; so oder anders brechen sie doch wieder durch. Was also an tatsächlicher Einheit sichtbar ist, gilt doch nur bedingt als Lösung, die doch nur eine vertiefte Frage ist, kann nur Hinweis sein auf die einzige Lösung, die in Gott liegt.

Daß von diesem Verständnis der heutigen Lage alles abhängt, daß wir dort erst zu fragen anfangen müssen, wo man heute meint aufhören zu dürfen, von wo aus man meint, Prognosen und Diagnosen ausstellen zu können, wo alles scheinbar so klar und eindeutig ist, das ist, was Friedrich Gogarten in seiner Schrift „Die religiöse Entscheidung“ von mehreren Seiten aus zu zeigen versucht. In diesem Sinne glauben wir auch den Titel seines Buches verstehen zu müssen. Die religiöse Entscheidung besteht darin, daß wir die Entscheidung, die für unsere Zeit wie für alle anderen die erste und letzte ist, nicht suchen da, wo wir alle so stark mitbeteiligt sind: im Sozialismus oder in einem neuen Erstarren der Kirchen, im Nazifismus oder in der Aufschließung neuer seelischer Dimensionen; aber auch nicht im Ausbrechen ungeahnter schöpferischer Kräfte, in einem vertieften Erleben oder in der Gabe des in religiösen wie weltlichen Kreisen heiß ersehnten Führers. Nicht, weil wir uns über diese Dinge vornehm hinwegsetzen, denn wir haben ja alle daran teil; sondern weil sie einzeln genommen und als Ganzes, d. h. als Kulturzustand (wie er sich ergibt, wenn wir einen Querschnitt durch die Geschichte legen) endlich sind, also dem Tode verfallen über kurz oder lang. Auch der „Lebendigste“ Mensch wird mit Einfühlung ihnen nicht neues Leben einflößen; darin bestehen durchaus zu Recht die ökonomische und die religions-soziologische Geschichtsbetrachtung. Noch einmal: wir suchen die Entscheidung nicht da, weil das alles zunächst nicht ursprünglich ist, weil alle diese Erscheinungen in einer Eigen-Bewegung begriffen sind. Jede ähnliche Betrachtungsweise ohne Gott endet ehrlicherweise in Pessimismus oder Skeptizismus. Ehrlicher ist diese Betrachtungsweise, weil sie kritischer ist; die romantische Belebung von Natur und Geschichte durch göttliche Kräfte oder göttlichen Gehalt ist erschlichen, jedenfalls voreilig, nur als Hinweis zu beachten, auf keinen Fall aber Erfüllung.

Was Gogarten mit der religiösen Entscheidung meint, ist das Heraus-treten des Menschen aus diesem Zusammenhange von Bedingtem und Endlichem. Freilich ist das keine letzte und höchste menschlich mögliche Leistung; es ist nicht der gegen das Schicksal sich auflehrende Titanentrog. Denn

auch das leidenschaftliche Greifen nach der Freiheit eines Fichte führt uns nicht dorthin, wo der Sinn des Menschen verankert ist. „Wenn einmal das Leben unter dem Gesichtspunkt der Natur betrachtet werden soll, so kann nur ein radikaler Pessimismus der Endpunkt unserer Gedanken sein.“ (Heinrich Barth: „Gotteserkenntnis“). Zur Natur gehört aber auch sicher unsere Kreatürlichkeit, auch unsere seelische und „geistige“ Verfassung in ihrer bloß tatsächlichen Bestimmtheit. Bei der religiösen Entscheidung aber ist „das wirkliche Ja unbedingt das erste, nicht unter der Kategorie der Kausalität, sondern unter der ganz anderen von **Leben und Tod**“, wie Paul Natorp so überzeugend es ausdrückt. Dieses Ja Gottes, das über den Menschen gesprochen ist, erweist sich aber, vom Menschen aus betrachtet, nur als Nein; es ist das Wort, das schlechterdings alles in Frage stellt. „Es kommt hier nur auf ein einziges an, auf die ruhige, klare, sachliche Erkenntnis, daß diese Frage „Gott“ uns alles unter den Füßen fortzieht, auf dem wir bis dahin standen; daß sie uns darum in eine andere Sphäre stellt, aus der Sphäre der Bedingtheiten in die Sphäre der Unbedingtheit, d. h.: aus der Sphäre, wo so gut wie alles zwischen uns und Gott steht, nicht nur die Religion, sondern wo im Zusammenhang mit der Religion so gut wie alles, Kunst, Kirche, Familie, Krieg, Schicksal, Staat, Volkstum und was man sonst will, uns Mittel werden soll, zu Gott zu finden, aus dieser Sphäre stellt sie uns in die andere, in der wir nackt und bloß, ohne Hilfe, ohne Werke, ohne Mittel, ohne Bedingung vor Gott stehen.“ (S. 25). „Diese Frage stellt uns aus allen Bedingtheiten, aus allem nur Gewordenen heraus und stellt uns auf den Boden des Unbedingten, des Ungeschaffenen. Aber was heißt das anders: diese Frage stellt uns in den Ursprung? Was will das anders sagen als: diese Frage — wohlgemerkt, diese Frage, die nicht wir stellen, sondern die uns, die über uns gestellt ist — stellt uns mitten in Gottes ewig schaffende Tat.“ „So nahe stehen wir Gott. Aber als welche stehen wir ihm so nahe? Ganz gewiß nicht als die Triumphierenden, ganz gewiß nicht als die mystisch Erlebenden, ganz gewiß nicht als die Sichereren. Wenn es eine Parallele gibt in unserem Leben für diese Situation, dann nur eins: der Tod.“ „Was wir da von Leben reden, kann von uns nur immer als ein Sterben, ein Sterben an Gott gemeint sein. Aber der Ursprung ist stärker als wir! Und nur weil er das ist, stellt er unsere geschaffene Existenz in Frage. Und er stellt sie in Frage, um sie in sich hineinzunehmen. Unsere ganze geschaffene Existenz!“

Es sind aber heute viele, die beunruhigt fragen, wann endlich die Kritik, die Verneinung tief genug gedrungen sein werde, um endlich dem Positiven, Neuen den Weg gebahnt zu haben. So werden einige in ähnlicher Weise Hogartens Schärfe zwar zu würdigen suchen, aber doch in der stillen Hoffnung, daß demnächst ein aufbauender Teil folgen werde. Psychologisch mag es sehr verständlich sein, aber sachlich ist es doch ungerechtfertigt. Es hieße nichts anderes, als daß das Nein subjektivistisch gemeint

sei, romantischer Protest, worauf ein ebenso relatives Ja folgen müßte (z. B. ein neues Franziscusideal oder die Aufforderung zu einer zeitgemäßen Nachfolge Christi). Daß das Nein, das ausgesprochen wird, immer auch einen relativen Charakter behält, daß es zeitlich bedingt ist, daß der Außenstehende vielleicht mit einem gewissen Erfolg es aus den Zeitumständen zu erklären versuchen kann, wird ohne weiteres zugegeben. Aber diese Negation ist harmlos; diese Kritik prallt ab an den Objektivierungen der Kultur. Wo diese Gegebenheiten wirklich in Frage gestellt werden — und auch unser Wort, das eben dann nicht mehr bloß unser Wort ist, darf dazu dienen — da ist das Nein nicht mehr leidenschaftlicher Protest, romantische Negation, Ausdruck einer heroischen Lebensauffassung, sondern die Rehrseite der einzig wahrhaften Positivität, der einzigen Positivität, die nicht dem Tode verfallen ist. Diese ist aber nicht gleichbedeutend mit dem, was wir heute so gerne als Aufbau bezeichnen, auch nicht mit dem Ideal dessen, was uns vorschwebt.

Wenn aber Gogarten in Bezug auf das Volkstum sagt: „Es geschieht mit ihm, was mit dem ganzen Menschen geschieht, mit allem, was irgend zu einem gottgeschaffenen Wesen gehört: es wird geheiligt durch und durch“, so ist damit die einzige „Möglichkeit“ einer Neuschöpfung bezeichnet. Er kennt also diese Frage wohl: die Heiligung des Menschen mit seinem Werk, wie er es nennt, die Aufeinanderbeziehung von Idee und Wirklichkeit, die Forderung, daß in unserem durchaus relativen Tun der Sinn des Ewigen sich offenbare. Aber was für uns Menschen erst hinter der letzten Frage, dem erbarmungslosen Gericht stehen kann, scheint für die meisten heute Selbstverständlichkeit zu sein, in Gogartens Worten: sie sprechen sich und ihr Werk heilig, statt daß sie von Gott geheiligt werden. Wenn man von gewisser Seite Gogarten und seine Freunde bittet, doch konsequent zu sein und ins Kloster zu gehen, so zeugt das von einem völligen Nichtverstehen der Fragestellung. Handelt es sich doch da gerade um eine Rechenschaftsablegung über den Sinn unseres Seins und Wollens. So dürfte eigentlich Kulturarbeit — da wo sie mit Ernst und mit voller Verantwortung geleistet wird — daran nicht vorbeigehen. Also auch der Praktiker kann dieser Frage nicht ausweichen, soll nicht sein Tun in Betriebsamkeit enden.

Ist das eingesehen, dann werden wir vorsichtig die Schritte tun, die wir tun müssen. Denn das „Warten“, „Stehenbleiben“ hat auch nur noch relative, individuelle, der Zeit und der Lage angemessene Bedeutung; nicht mehr als das. Da jetzt die kritische Negation nicht ohne den Gedanken des Ursprungs und die Idee des Lebens gedacht werden kann, so wird ihr Ziel nicht formale Entleerung der Wirklichkeit sein. Sie ermöglicht zwar keine neue Metaphysik, keine unkritische Geschichtsphilosophie wie bei Fichte, „aber daß bei aller Negation der Verzicht nicht das letzte Wort behält, das ist auch darin angedeutet, daß der Begriff zur Idee verklärt wird; denn Idee weist auf ein neues Schauen hin, in dem der letzte Anspruch der Sinnlichkeit seine Erfüllung findet“. (Heinrich Barth). Auf

die Bedeutung dieser Einstellung für unsere Arbeit, auf die ethische Frage, möchte ich später zurückkommen. Wenn ich in diesem Zusammenhange nur etwas über die Kunst sagen darf, so möchte ich auf Rembrandt hinweisen als Ergänzung zur noch so dankenswerten Reaktion gegen die Hingabe an die Materie, wie sie im Expressionismus vorliegt. Bei Rembrandt ist das Leben in seiner Fülle, aber auch in seiner Gleichnishaftigkeit gesehen, nicht durch eine Enge der Betrachtung entleert; aber überwunden ist alles Zufällige, bloß Sinnliche.

Wenn die gegebene Situation des Menschen und seiner Welt zunächst Loslösung, Trennung von Gott bedeutet, Auseinanderklaffen von Idee und Wirklichkeit, die Wiederverknüpfung aber unmöglich vom Endlichen aus geschehen kann, dann muß die Bedeutung der Offenbarung wieder in voller Schärfe erkannt werden. Daß Gogarten wieder darin die Zentralfrage sieht, mag einige Nichttheologen und wahrscheinlich noch mehr Theologen veraltet anmuten; sie wittern da vielleicht eine neue Orthodoxie. Sachlich ist es aber durchaus gerechtfertigt, ja notwendig, wie sehr sich auch unser im Entwicklungsgedanken befangenes Urteil dagegen sträuben mag. Da, wo heute die Rede ist von dem überall und in allen Dingen und in jedem Menschen anders sich offenbarenden Gott, wird der Offenbarungsgedanke in Mystik erweicht und aufgelöst, dadurch aber Gotteserkenntnis wieder vereitelt. Man freut sich an tausend verschiedenen Offenbarungen Gottes, unter welchen das Christentum bis heute die relativ höchste sein soll. In Wahrheit steht es so, daß Religion die Aufhebung der einen Offenbarung bedeutet; denn sie macht das zur selbstverständlichen und selbstsicheren Grundlage des Menschen, was gerade jede menschliche Grundlage erschüttert. Wir sind ausgegangen von der Frage nach dem Universalismus der Religion oder, weniger mißverständlich gesagt, nach der Gemeinschaft stiftenden Macht des göttlichen Wortes, nach der Einheit des Menschen in Gott. Der Begriff der Religion bedeutet lesterdings aber doch Trennung, Schranke; der Gott der Religion ruft Scheidung hervor. Es spiegelt sich gerade bei dieser Gottesfrage, wie sie die Religion stellt, die ganze Problematik unseres Daseins wieder: Schranke der Nationalität und Individualität, der Klasse und der Religion, der Gefühlsintensität und der Genialität. Auch da, wo man dem religiösen Subjektivismus entgegen zu wirken sucht, wo am Dreiklang Gott, Seele, Bruder, fest gehalten wird, wo man die Kirchentüren weit halten möchte, um möglichst viele zu versammeln, auch da geht keine letzte Befreiung vom Worte aus. Offenbarung bedeutet die Möglichkeit, den Gedanken des Ursprungs zu denken, die Teilnahme unserer Urteile an der Reinheit der Vernunft; Offenbarung bedeutet Durchbruch des Unbedingten durch alles Bedingte hindurch, das Aufleuchten eines letzten Sinnes im bloß Relativen, in einer Todeswelt. Sie ist Aufhebung der Religion als der letzten Macht, die sich trennend zwischen Mensch und Gott, Mensch und Mensch legt. Nicht da finden wir also schon Offenbarung, wo in einer

großen Persönlichkeit tiefe Harmonisierung der Gegensätze und feinste Menschlichkeit uns entgegen tritt. Es gehen da Machtwirkungen aus auf die übrigen Menschen, welche die Reinheit der Offenbarung trüben. Sieht also Gogarten im Christus — er drückt es noch schroffer aus: in Jesus von Nazareth — diese einzige Durchbruchsstelle, dann gilt das nicht dem Zauber seines Wesens oder der Reinheit seines Lebens und dem Heroismus seines Tuns, nicht der Liebe und dem Vertrauen, die er ausströmte, noch der Treue, die er seinen Jüngern hielt. Es gilt auch nicht seinem Kreuze, insofern tragische Bedeutung ihm zukommen könnte. Denn in der Skala der Werte wird wohl auch noch dieser tragische Tod seinen Platz haben. Nur dann, wenn der Tod des Christus die radikale Infragestellung aller Zwecke und Werte ist aus einem letzten Ja heraus, sind sie und wir damit nicht nur gerichtet, sondern auch erlöst. „So können wir von dem göttlichen Geschehen, von Jesus Christus, von Gottes ewiger Schöpfung jedenfalls nur sprechen, wenn wir sie im Rücken und jene radikale Erkenntnis unentwegt vor uns haben. Nur so ist es möglich, von der Bewegung zu sprechen als von der, zu der man gehört, nur so sind die Worte nicht leer, nur so sind sie Evangelium, frohe Botschaft. . . . Hier steht man an der äußersten Spitze der Bewegung, den Blick hart auf das eingestellt, wogegen die Bewegung sich richtet: auf Tod und Sünde; im Munde die Botschaft von dem, was einen umwendet, was hinter einem kommt, nein, nicht erst kommt, sondern was von Ewigkeit her war, wie es in alle Ewigkeit sein wird, denn es ist der Ursprung selbst.“ (S. 86).

Offenbarung, Jesus Christus, das ist die Möglichkeit, ja die Notwendigkeit — freilich nie naturhafter Art, nie gegeben — die Welt, uns selbst als von Gott geschaffene und erlöste zugleich zu wissen. Zu glauben würden wir richtiger sagen, wäre dieses Wort nicht durch allzuräuschen und leichtfertigen Gebrauch religiös und theologisch unwirksam gemacht worden. Denn die Menschwerdung Gottes, das Zusammensehen von Relativem und Unbedingtem kann so nicht als ansprechende Konstruktion neben andern möglichen betrachtet werden. Sie ist nicht in der Reihe der Hypothesen eine letzte, besonders brauchbare; sie unterscheidet sich prinzipiell von jeder subjektiv-idealistischen Theorie, und führte sie auch zur vermeintlichen Gotteschau wie in der Mystik. Das ist das Verhängnis aller Theosophie, von der primitivsten bis zur sublimsten, daß Gott ihr doch zum Objekt wird, anschaulich, erlebbar oder in überirdischer Schau erkennbar. In vielleicht unbeholfenen Ausdrücken, deren Sinn aber noch heute klar ist, verbietet das christliche Dogma diese Vermengung von Gott und Welt; diese Auflösung der Offenbarung in einen unendlichen geschichtlichen Prozeß, diese fälschlich sogenannte Synthese von Unbedingtem und Relativem, wie sie auf der einen Seite vom heutigen Kulturphilosophen, auf der andern vom religiös aufgewühlten oder gesättigten Frommen versucht wird. Gottes Offenbarung und d. h. zugleich Gottes schöpferisches Handeln ist unableitbares Faktum, Heilstatsache, aber deswegen gerade auch frei von allem

Partikularismus, Handeln an der ganzen Schöpfung. Diese Tat Gottes fällt nicht zusammen mit dem Aufblühen und mit der organischen Entfaltung religiösen Lebens oder menschlicher schöpferischer Kräfte; sie ist die zweite, verborgene Dimension, die in allem Geschehen liegt. Wir werden uns aber hüten, die Betrachtungen, die wir darüber anstellen, mit der Sache selber zu verwechseln. Darum verflüchtigen wir das, was in Jesus geschah, nicht zum Symbol oder zu einem Gedanken, ebensowenig wie wir vorher den subjektiven Eindruck, den seine Persönlichkeit — sein Innenleben oder seine moralische Größe — auf uns macht, als Glaubensgrund anerkennen konnten. Denn beides beruht gleicher Weise auf subjektiver Willkür. Von da aus suchen wir Gogartens schroffste Aussage über diese „bloß objektive historische Tatsache Jesus“ zu verstehen: „darum geht es nicht, unter keinen Umständen nicht, aus dem, was hier geschah, ein Symbol zu machen oder es auf eine Idee zu reduzieren in der Meinung: was hier geschah, geschieht in der weiteren geschichtlichen Erscheinung immer von neuem, aus immer neuen geschichtlichen Umständen und Verhältnissen heraus. Was hier geschah, geschah einmal, geschah, indem es einmal geschah, ein für allemal: Hier und nur hier ist seine Erfüllung und nicht in dem, was wir seine historische oder meinetwegen auch — aber das heißt ja nichts anderes — religiöse Auswirkung nennen. Darum ist seine Erkenntnis, der Glaube daran, nur hier möglich. Durchaus nicht da, wo was hier geschah „ausgedeutet ist vom Glaubensleben unzähliger Generationen“, vielmehr da, wo es nicht gedeutet ist, sondern wo es aus eigenem Munde spricht.“ (S. 74).

Freilich ist da die Gefahr eines Mißverständnisses, an dem Gogarten nicht ganz unschuldig ist: die Gefahr, daß diese Tatsache im althergebrachten historischen Sinne von dem übrigen Geschehen losgelöst wird, und daß das Verständnis dieser Tatsache der Theologie überlassen bleibt und wieder zur Konventikelsache wird. Es wird von uns nicht der individuelle Charakter des Neuen Testaments übersehen, die einzigartige Schärfe und Klarheit, mit der die Grenzen der Humanität da aufgewiesen werden. Aber gerade, wenn es wahr ist, daß die historische Tatsache Jesus und die Offenbarung zusammenfallen, dann kann die Offenbarung nur Sinndeutung des Menschen überhaupt sein.

Damit kommen wir zur letzten Frage, der nach dem Sinn der Kirche. Daß gerade Menschen mit starkem Bewußtsein für die Gegenwartsaufgaben, ernstlich ringende Menschen zu ihr kein Verhältnis gewinnen können oder im Gegensatz zu ihr stehen, braucht heute kaum noch gesagt zu werden. Und dieser Einstellung werden auch die heutigen Freunde und Beschützer der Kirche kaum mit klarer prinzipieller Begründung entgegenzutreten können; sie tun es in der Tat auch nicht: Entweder die Kirche gehört für sie zu den sogenannten gottgegebenen, unantastbaren Ordnungen, zu diesen letzten Gegebenheiten, an denen nicht zu rütteln ist, wie z. B. auch ein bestimmter Staat, eine Wirtschaftsordnung und so viel Anderes.

Wenn aber eine soziologische Betrachtungsweise der Kirchengeschichte auch die Kirche in den Fluß des Werdens und Vergehens, der Klassenkämpfe und Machtkämpfe hineinbezogen hat, wenn auch die Kirche als „durch Hunger und Liebe bestimmt erscheint, wie Schiller sich ausdrückt — wäre es da nicht Naturalismus und Pantheismus zu behaupten, diese Ordnungen seien Gottes Schöpfung?“ Oder aber die heute in freieren und pietistischen Kreisen viel beliebtere Auffassung der Kirche ist die der Sekte oder der kleinen Gemeinschaft. Es schwebt vielleicht die Quäkerkirche vor, d. h. eine Gemeinschaft Gleichgesinnter, vom selben Willen und von derselben Liebe erfüllter Menschen. So könnte unversehens eine soziale Arbeitsgemeinschaft, eine Siedlung sich in eine Kirche verwandeln. Wir wissen, wie verlockend das ist. Damit ist aber im Grunde schon zugegeben, daß die Idee der Kirche ihrer Form und ihrem Gehalt nach etwas Zufälliges ist, und damit ist sie selbst preisgegeben. Man kann aus starkem religiösem Pathos heraus, aus der Sehnsucht nach dem Himmel auf Erden das Urteil über die Kirche sprechen, weil sie weltlich ist und bleibt; aber nach dem Gesagten wissen wir, daß dieser Protest Romantik ist, die Loslösung kurzschlüssig: das ist das religiöse Urteil über die Kirche. Andererseits wird eine geschichtsphilosophische Betrachtungsweise anstelle der religiösen Lehrer die schöpferischen Philosophen, anstelle der Priester die Künstler, anstelle der Propheten die Seher einer neuen Ethik setzen wollen. Und die heutige Kulturtheologie mit positivem oder liberalem Vorzeichen hätte eine gewisse Mühe, sich dem entgegenzustellen.

Aber kritische Philosophie wird in der Abwehr gegen eine Vergöttlichung des Geisteslebens die Kirche als mahnendes Zeichen anerkennen, die sich ihrer eigenen Voraussetzung bewußt ist. Indem Gogarten sich mit der heutigen Romantik auseinandersetzt, kommt er dazu, die Frage nach dem Sinn der Kirche neu aufzuwerfen, der Kirche, die nicht irgendeinem dringenden Zeitbedürfnis, sei es religiöser, persönlicher oder sozialer Art, dient, sondern Gott. Und d. h., daß die Kirche nicht den stets wechselnden Zwecken religiöser oder moralischer Kultur dienstbar gemacht werden darf. Sie kann nur Eines tun, dem Worte dienen, das schärfer ist als jedes zweischneidige Schwert, ein Richter aller Gedanken und Gesinnungen, dem Worte, das allein ganz richtet und ganz neuschafft. Daß Jesus die Offenbarung dieses Wortes ist (und nicht irgendeines beliebigen), ist der Glaube des Neuen Testaments. So ist Jesus auch nur als Offenbarung des Logos der tragende Grund der Kirche. Diese Grundlage ist aber, wie gesagt, nicht geeignet zur Errichtung irgendwelcher menschlicher Gebäude, und wären es auch die schönsten und frömmsten.

Es liegt aber im Wesen der Sache, daß die Kirche, die dieses Wort auszusprechen hat, keine Gemeinde von Unbefleckten, Heiligen, Würdigen und Gläubigen sein darf. „Es gilt die Reinheit des Zeugnisses, aber es gilt nicht die Reinheit derer, die das Zeugnis tragen. Sie gilt es ganz und gar nicht. Das muß so scharf wie möglich gesagt werden, selbst auf die

Gefahr des Mißverständnisses hin. Denn hier führt der letzte Irrweg ab und der, der als Irrweg am schwersten zu erkennen ist. Wer ihn geht, geht ihn aus Sorge um die Reinheit des Zeugnisses. Aber in dieser Sorge verbirgt sich die feinste Sünde, die zugleich die eine große Sünde ist, außer der es keine gibt: es wird das Menschliche an die Stelle des Göttlichen gesetzt.“ (S. 94). „Es können die Tore der sichtbaren Kirche, will sie Kirche bleiben, will sie Raum sein, in dem das Wort des Ursprungs gesprochen wird, nur offen stehen und dürfen niemals geschlossen werden. Sie darf sie niemals schließen aus Furcht vor Unwürdigen und Ungläubigen. Gott hat sich selbst das Schließen vorbehalten, aber er schließt und öffnet da, wohin Menschen nicht sehen können.“ (S. 95).

Volkskirche oder Bekenntniskirche.

(Zum Fall Leimbach.)

Von Wolf Meyer.

Im Mai fand in Ottingen eine Versammlung des dortigen Laienbundes statt, in der Herr Hauptprediger Geyer, Nürnberg, zum Fall Leimbach über das Wesen der Volkskirche sprach. In seinen einführenden Worten wies Dr. Mößner auf das Fehlen gegnerischer Kirchenvorstände und Pfarrer aus der Gemeinde Ottingen hin. Hauptprediger Geyer sprach in großen Zügen gezeichnet ungefähr folgendes: Er sei heute morgen durch den erwachenden Frühling gegangen und habe sich an dem bunten drängenden Leben gefreut. In verschwenderischer Pracht, in mannigfaltigsten Formen und Arten offenbare sich da das Leben. Diese Mannigfaltigkeit in der Natur sei ein Gleichnis auch für das religiöse Leben. Wenn wir heute in unser Volk hineinschauen, dann sehen wir Katholiken und Protestanten gemischt beieinander wohnen. Das war nicht immer so: früher war einmal alles katholisch. Dann trat Luther auf. Die Kirche zerriß, und schwere Kämpfe folgten. Jahrhunderte lang war es nun so, daß in einem Landes-
teil, in einer Stadt Deutschlands entweder nur Katholiken oder nur Protestanten wohnen konnten. Endlich siegte der Toleranzgedanke, und nun wohnen Protestanten und Katholiken unter dem gemeinsamen Dach des Staates untereinander. Dieses Nebeneinander der Konfessionen sollte aber auch ein Vorbild sein für das Nebeneinander der verschiedenen Richtungen innerhalb der Einzelkirche. Wie es nicht lauter Katholiken oder Protestanten geben kann, so muß neben dem Orthodoxen der Freiergerichtete stehen. Nicht bloß im Protestantismus gibt es verschiedene Richtungen, sondern auch im Katholizismus, wenn auch da versteckter und dem gewöhnlichen Blicke verborgen. Im Protestantismus, der von Haus aus tolerant ist, treten sie schärfer zu Tage. Man kann diese Richtungen in drei Gruppen teilen, entsprechend den drei Wegen, die es zu Gott gibt. Diese drei Wege sind:

1. Der Weg des Autoritätsglaubens, der für die meisten Menschen der beste ist.

2. Der Weg des suchenden, prüfenden, sichtenden Verstandes.

3. Der Weg der Mystik.

Auf diesen drei Wegen wandeln die Menschen zu Gott. Ein Amerikaner hat uns in seinem Buch: „Das religiöse Erlebnis in seiner Manigfaltigkeit“ einen tiefen, alle Engherzigkeit sprengenden Blick in die Verschiedenartigkeit des religiösen Erlebnisses tun lassen. Die Aufgabe der Volkskirche ist es nun, ihr schützendes Dach über das religiöse Leben, das man kurz in die drei eben genannten Arten einteilen kann, zu spannen, denn diese Manigfaltigkeit ist von Gott gewollt, sie ist ein Zeichen des Lebens. Mit seiner großen Geschicklichkeit machte Geyer einfachen Frauen und Bauern den Gedanken der Volkskirche durch folgende Beispiele klar: Die Kirche soll sein wie ein Topf, in dem Kartoffeln und Rüben einträchtig nebeneinander kochen, oder wie ein Stall, in dem Kühe und Ochsen und Schafe nebeneinander hausen.

Im Kampf um Leimbach wurde oft ein Wort gebraucht: Bekenntnis. Geyer betont, daß es ihm auch heute noch nicht möglich sei, das Bekenntnis zu Jesu besser auszudrücken, als wie er es vor Jahren bei einer Weihnachtspredigt tat: Wir sollen uns alle ohne Unterschied der Richtung um das Kind in der Krippe sammeln und es lieb haben. Liebe zu Christus ist das beste Bekenntnis.

Den Geistlichen muß wie den Laien das Recht selbständiger religiöser Entwicklung eingeräumt werden. Man muß sich hüten, durch Zwang die Geistlichen zu entleeren, sodas dann schließlich umgekehrte Luther daraus werden, die auch anders können, je nach der Zweckmäßigkeit der Lage. Zucht muß sein. Nun aber nicht wegen andersartiger theologischer Anschauung, sondern wegen anstößigen Verhaltens. Der Gemeinde muß mehr Recht in der Beurteilung des Geistlichen eingeräumt werden. Es geht in der Volkskirche nicht an, daß man, z. B. im Falle Leimbach, einen Geistlichen, der vom Vertrauen und der Liebe seiner Gemeinde getragen ist, ohne Rücksicht auf diese Gemeinde absetzt. Pfarrer Leimbach hat Unruhe in die Gemeinde, in die Landeskirche gebracht, das verdenken ihm viele, aber wo lebendige Religion ist, da ist Unruhe.

Es ist Aufgabe der Laienbünde, das kirchliche Verantwortungsgefühl der Gemeinden zu wecken und für den Gedanken der Toleranz zu kämpfen.

Der Leiter der Versammlung dankte dem Redner für seinen tiefgreifenden Vortrag und eröffnete die Diskussion.

Ich ergriff als erster das Wort und sprach der Gruppierung des Vortrags entsprechend ungefähr folgendes:

Herr Hauptprediger Geyer hat in seiner feinen gütigen Weisheit uns das Wesen der Volkskirche gezeigt. An seiner Hand war es uns, als schritten wir heiter und leicht über eine buntpfarbige Wiese. Er wies auf das Buch James hin: „Das religiöse Erlebnis in seiner Manigfaltigkeit“. Ich

kenne es. Es war eines der Bücher, das bei seinem Erscheinen auf uns Junge einen starken Eindruck machte; aber ein stilles, mehr als zweitausend stündiges Studium der Propheten und des Paulus an der Hand Luthers und Calvins zwingen mich, hinter die Ausführung des Redners unruhige Fragezeichen zu machen. Herr Hauptprediger Geyer sagt: Religion ist Unruhe. O ja, ich stimme ihm bei, aber nicht die Unruhe von uns geistreichen oder geistlosen Pfarrern, sondern die Unruhe von Gott her, wie sie uns aus den Worten der Propheten, der Psalmisten entgegenschreit, die räthelhafte Unruhe, die einen Paulus von Land zu Land, von Stadt zu Stadt treibt, die Unruhe, die Luther ins Kloster zwingt und ihn auch dort nicht verläßt, bis er aus dem Kloster, aus der ganzen Kirche herausbricht und Ruhe findet im beunruhigenden Wort. Es wurde von den drei Wegen zu Gott gesprochen, von der Manigfaltigkeit des religiösen Erlebnisses, von der Aufgabe der Volkskirche, über dies manigfaltige religiöse Leben der Gegenwart ihr schützendes Dach zu spannen. Es wurde hier auf das Wort eines Großen über Toleranz hingewiesen und diese Toleranz als von Haus aus protestantisch bezeichnet. Ich habe diese Forderung selbst oft genug auf und unter der Kanzel wiederholt, bis mich Erkenntnisse Luthers zwangen, etwas vorsichtiger zu reden, um es schließlich als völlig unbiblisch, unprophetisch, unapostolisch, unlutherisch fallen zu lassen. Ich möchte hier ein Wort Luthers über Abraham, das wie ein schmetternder Blitz in meine geistige Hütte schlug, anführen:

Nam Babylonica religio Nimrodi fuit speciosissima. Siquidem Deum coluerunt sub titulo Lucis, quae optima forma seu figura divinae Maiestatis est: Et ipse sacrae literae Deum lucem appellant. Ad hunc cultum, qui pulcherimam speciem habuit, accessit etiam vita et mores probati. Itaque amplexi hanc religionem sunt etiam sanctorum posterii. Est enim superstifio pestilens Imperatrix, quae omnibus saeculis regnat in mundo, et mundus imperium eius cupide amplectitur. Sed in hac lucida et splendente religione ipse Abraham est captivum Satanae mancipium, qui colit Deum non eo modo, quo ipse Deus se voluit coli, sed sicut eum videt coli ab illis, qui numero, dignitate, potentia sanctas reliquias piorum patrum vincebant. (Weimarer Lutherausgabe Bd. 42 S. 437.)

Es gibt doch zu denken, daß Luther den Fluch ausgesprochen sieht über den religiösen Abraham, es gibt doch zu fragen, daß Gott den einen aus dieser glänzenden Religion, aus seinem Vaterlande, aus seiner Freundschaft ausführt. Ich sehe nicht ein, mit welchem Rechte ein Prediger Toleranz als letzte Weisheit fordert, für den die Verkündigung der Propheten, die Erkenntnisse der Apostel, der Reformatoren Norm sind. Denn bei den prophetischen Geistern wüthet die leidenschaftlichste Intoleranz wider Priester und Tempel, wider das religiöse Leben und Erleben in seiner Mannigfaltigkeit. Wenn von der Mystik vorzüglich als dem feinsten Wege zu

Gott gesprochen wird, dann möchte ich sagen, daß die Stunde mystischer Versenkung, jenes verückte Fliegen und Stürmen durch die weitesten Räume des Geistes auf den Schwingen eines Eckehardt, eines Tauler, das wonnenvolle Ruhen in einem Gedanken, im entschwindenden Gedanken, zu meinen tiefsten Stunden zählt. Dann möchte ich darauf hinweisen, daß zur Zeit Christi in der alten Welt ein Mysterienkult lebendig war, von dem uns Reizenstein erzählt, Kulte, deren Tiefsinn wir erst jetzt wieder zu ahnen beginnen. In diese Welt der buntesten, der gewagtesten, leidenschaftlichsten Mannigfaltigkeit des religiösen Erlebnisses, in dieses Stürmen, Drängen und Suchen, in den verückten Reichtum ruft Jesus: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben, niemand kommt zum Vater, denn durch mich." In diese Welt des Glaubens und Uberglaubens, des Wissens und Überwissens, in diese Zeit der tausend Kulte und tausend Religionen, die wie Blumen auf der Frühlingswiese blühen, bricht Paulus ein und schleudert wie ein Herostrot seine Brandfackel in den Tempel zu Jerusalem, unterwühlt und zerbricht die Altäre der Götter, der Nichtse. Ihr treibt etwas Unheimliches, Furchtbares, selbst in das entstehende Christentum das Dynamit seiner sprengenden Gedanken zu schleudern und zu sagen: wer einen andern Christus als den gekreuzigten und auferstandenen Christus lehret, der ist verflucht. Und seltsam, wenn es je eine Zeit gab, in der Menschen die drei Wege gingen zu Gott, von denen Herr Hauptprediger Geyer spricht, dann war es das Mittelalter. Damals lebten Menschen, die autoritätshungrig einfach alles glaubten. Damals waren Denker von ungeheurer Kraft am Werke, Gott einzuspannen in die Faust des Gedankens. Damals lebte eine Mystik von der Tiefe und Kühnheit eines Eckehardt, von der Luther mehr wußte als wir wissen, die heute nur als Treibhauspflanze notdürftig ihr Dasein fristet, nicht schöpferisch, nicht wurzelecht, nicht quellenstark. Diese Mystik durchdrang noch das Leben der Klöster, gab ihren Zeremonien, von denen uns Scheel erzählt, Hintergrund und Tiefsinn; aber aus dieser Kirche der gewaltigsten leidenschaftlichen Mannigfaltigkeit des religiösen Erlebnisses bricht Luther heraus und schleudert ihr das Wort: Antichrist entgegen. Man lese nur einmal in Luthers Bußpsalmen, in seinen Tischreden, in seinen Predigten, und wir entdecken entsetzt, welche Farbe, welches Blut dieses Wort in seinem Munde füllt. Calvin, der etwas mehr verstand von Luther als wir. Sagt in seinen Briefen: „Liebe Freunde, hütet Euch vor der Pest der Mystik.“ Wie Luther, der einen rücksichtslosen Kampf gegen alle Autoritätsgötzen neben Gott kämpfte, über den Verstand in seiner Fähigkeit Gott entgegenzuwandeln dachte, beweisen hunderte von seinen Aussprüchen, die ihm von freien Geistern wie Nießsche oder Kautsky die Namen: bornierter Mönch, mokratener Pfaffe eintrugen.

Wir Heutigen leben in einer Zeit des größten Kirchlich geduldeten Freihandels. Aber da tauchen plötzlich aus den Tiefen der Menschheit unruhige Fragen auf und nicht aus Prophetenmund, aus dem Munde von

Hassenden, die mit den scharfen Augen des Feindes sehen und mit den Natterzungen der Unerbittlichen reden, kommt das Menetekel wider diese Kirche. In russischen Städten ragen in dieser Stunde harte, kantige Obelisken in die Nacht; wenn der Morgen kommt, dann können unsere Augen da als Inschrift lesen: Religion ist Opium für die Völker!

In eine religiöse Versammlung in Thüringen rief ein Arbeiter: Die Kirche und die Pfarrer sind ein Lurus. Seltsam! Wie kommt der Mann dazu, dies zu sagen. Lebt vielleicht doch eine dumpfe, trübe Prophetie im Volke?

Religiöses Erleben in seiner Mannigfaltigkeit mag unserem zu jeder religiösen Distinktion unfähigen Geschlecht als Zeichen des Lebens gelten. Aber diese Überfülle des Lebens und Erlebens ist in den Augen der Normativen nichts weiter als das buntschillernde Antlitz des Todes, ist ein Zeichen des in der Gottesferne verwesenden Menschengeschlechtes. Wir gleichen mit unserem unruhigen vielgestaltigen religiösen Betrieb dem goetheischen Geisterspuk der Mitternacht.

Zur Bekenntnisfrage wäre zu sagen, ich bin nicht orthodox, ich gehöre auch nicht zu denen, die gerne das Wohlwollen und ihre Freundschaft zum Bekenntnis auf den Lippen tragen. Denn vor der religiösen Harmlosigkeit warnen viele Worte Luthers. Man kann auf das Bekenntnis sicher auch Luthers Worte über die Bibel anwenden: Heu und Stroh und Schutt und Asche — — aber unter diesem Schutte, unter dieser Asche, liegt die schmale Graritätakais unseres Glaubens: Jesus Christus der Gekreuzigte, der Auferstandene, den Verständigen eine Torheit, den Eigenfrommen ein Argernis. Wenn Herr Hauptprediger Geyer von der Liebe zu Christus als den für alle passenden Ausdruck des Bekenntnisses spricht, dann muß ich sagen, daß ich Jahre lang selbst so gesprochen und gepredigt habe, bis mir die ganze Oberflächlichkeit dieses Wortes klar wurde. Oft genug habe ich das Wort Burckhardts wiederholt: „Hätte ich zur Zeit Christi gelebt, ich wäre ihm nachgefolgt“, aber diese Liebe scheint doch nicht so einfach zu sein, wie wir Modernen es uns vormachen. Wenn es je einen Menschen gab, der von Natur aus zur Liebe zu Christus berufen war, dann war es das Weib, das ihn gebar, seine Mutter, aber gerade sie nimmt Anstoß an ihm, gerade sie hält ihn für von Sinnen, und der gebildete feinsinnige Nikodemus schleicht zu ihm in der Nacht. Die Vertrautesten weichen in der entscheidenden Stunde. Wenn wirklich die Liebe, die begeisterte Liebe das Bekenntnis zu Christus ist, dann sehen wir, wie Jesus die leidenschaftlich bewegte Masse zurückweist und zwischen sich und die Begeisterten das Argernis stellt, sodaß seine Erwählten selbst entsetzt sind über die Härte seiner Rede. Aber die ganze Fragwürdigkeit des modernen Liebesgeredes, der anselichenden Vertraulichkeit mit dem Bruder Jesu wurde mir vor kurzem durch ein Lutherwort klar:

Nemo potest dicere: Christus est frater meus. Ratio ist nicht so kuhn, et si dicant ita lingua ut novi spiritus. Es leßt

sich nicht also sagen, oportet ut cor sic sentiat. Si in corde vere sentis, so wirt dyos so groß Ding seyn, ut plus faceas, quam dicas. Prae magnitudine boni dubitabis, an verum sit. Qui ita clamat tantum: Christus est frater meus, das sind tolle geyster, sind nicht rechte geyster. Es gehet mit eym Christen anders zu und ist eyn wunderbarlich Dyng, ut caro stupescat et vix audeat dicere vel fateri. Agendum est, ne solum auribus capiamus, sed et in corde sentiamus. Denn so werden wir nicht so frech werden, sed admirabimur, veri et pii incedunt in humilitate et timore, ita cogitant: daß ich armer stinkender Mensch ersoffen in peccati, soll so würdig seyn, quod dei filius sit frater meus? erschriekt gleych dafur und kewet dran und gehort muhe dazu, ut credatur etc. Si sentiretur hoc, ut est re vera, so muß der mensch alsbald von stund an sterben. Homo ut caro et sanguis est, non percipit. In vita est cor nimis angustum, sed quando latius est, in morte scilicet, tum sentiemus, quod per verbum audivimus. (Weimarer Lutherausgabe Bd. 17. 1. Abtlg. S. 94).

So leicht wie die Moderne um die Qual des Argernisses, um die Härte des Entweder-Oder herum schleicht, haben es sich die Normativen nicht gemacht, sie haben sich bekant zu dem unbegreiflichen Christus, zu der Offenbarung Gottes, der „unser Verstand entgegenschreit, daß sie Lüge sei“ (Luther). Wir bringen es mit unheimlicher Behendigkeit fertig, Bekenntnisse zu formulieren wider die abgründigen Worte von Sünde und Gnade, weil wir nichts wissen von den Tiefen und von ungeheuren Forderungen normativer Erkenntnis, während Luther, der doch auch etwas wußte von menschlicher Geisteskraft, nur bekennen wollte: das Wort, das Wort, das Wort.

Für die Pfarrer wurde heute das Recht der religiösen Eigenentwicklung gefordert. Herr Hauptprediger Geyer wird wissen, daß ich diese Forderung nicht nur vertreten sondern auch gelebt habe. Aber seit jene Worte Luthers von dem verfluchten Abraham in meinen Geist fielen, seitdem ich die rasende Wucht des Paulinischen Wortes: So jemand ein anderes Evangelium lehrt, der sei verflucht — nicht mehr als rabiates, borniertes Theologen-Geschrei, sondern als Ausdruck einer ungeheuren Erkenntnis sehen lernte, seitdem ich einmal die umfassende Gewalt des lutherischen Angriffes wider die religiöse Eigenentwicklung des Papsttums geschaut habe, ist mir diese Forderung zur Unmöglichkeit geworden. Wir Pfarrer haben gar kein Recht der Selbstständigkeit, wir haben nur die Pflicht, als Knechte Gottes sein Wort, seine Gedanken, seine Wege, nicht unsere Worte, nicht unsere Gedanken, nicht unsere Wege zu predigen. Die Toleranz des modernen Staatschristentums steht unter den unerträglichen Flüchen eines Paulus, eines Luther. Wenn Luther im Kampf gegen Rom das Wort prägt, das ich an die Wand meines Studierzimmers geschrieben habe: Papa non super, sed sub verbo, dann gilt dieses

Wort nicht bloß für den Papst, dann gilt es in allererster Linie für uns Pfarrer. Nicht über das Wort sind wir Pfarrer gesetzt, sondern unter der Hitze, unter dem Schatten, unter der zwingenden Gewalt des Wortes, das unsere Gedanken und Erkenntnisse meistert — unter dem normativen intoleranten Worte stehen wir. Was keinem Propheten, was einem Paulus, was einem Luther, einem Calvin nicht gestattet war oder nur auf die Gefahr des Verlorenseins hin, ist auch einem modernen Pfarrer nicht gestattet.

Für die Gemeinden wurde ein größeres Recht gefordert. Ich habe dies selbst früher vertreten, und von Luther wissen wir, daß er den Satz aufstellte und verteidigte, daß eine christliche Gemeinde ihren Pfarrer selbst wählen dürfe. Aber Luther ist später völlig davon abgekommen, und wie wir heute den Proteusgeist der Menge sieht, der versteht diese Wandlung. Denn die Forderung setzt voraus, was nicht ist, daß es christliche Gemeinden gibt, d. h. Gemeinden, die erfüllt sind von dem Worte Gottes. Aber das ist gerade unserer, der Pfarrer Qual, daß unsere Gemeinden keine Gemeinden sind, sondern Steinhaufen, ohne Regel und Zweck zusammengewürfelt, aber selbst wenn wir betriebsame Gemeinden hätten, selbst wenn die Indifferenz einmal weichen würde, dann gilt das Wort Luthers auch hier: „Die Kirche nicht über, sondern unter dem Wort“. Ich vertrat selbst lange vor der Revolution die Forderung, daß den Gemeinden auf die Pfarrbesetzung und Behaltung mehr Recht eingeräumt werden müsse, bis mir das Wort eines kommunistischen Arbeiters zu denken gab. Nach einer Versammlung, in der die Pfarrer buhlten um die Gunst der Masse, in der sie den Leuten die Ohren kitzelten, sagte dieser hartarbeitende Mann: „Früher haben uns die Pfarrer von rechts eingeseift, nun seifen sie uns von links ein.“ Es gibt eben keine Wellenbewegung, keinen Windwechsel, in dem viele, viele Pfarrer nicht ihre unglaubliche Fähigkeit des Stellungswechsels zeigten. Ja wenn die Gemeinden aus der Vollmacht des Wortes heraus wirkten, dann könnte und müßte man ihnen die vollste Freiheit lassen. Ich stand früher selbst der Laienbewegung nahe, aber jahrelange Arbeit ließ mich dahinter ein Fragezeichen setzen, denn wo sind die Laien, die toll und trunken sind vom Worte, vom Geist Gottes, die nicht gleich wie heillose Pfarrer ersoffen sind in irgend einer Pfütze des Zeitgeistes. Das Wort, dem Luther sich beugte, ist auch für sie richtende und sichtende Norm.

Nach mir sprach Dr. Hubel, der ausdrücklich betonte, daß er heute wie schon öfter mit dem Vorhaben in die Versammlung gekommen sei, nicht zu sprechen; aber Worte, die eben gesprochen wurden, zwängen ihn doch zu reden, einzutreten für Pfarrer Leimbach. Er verfüge zwar nicht über so schwere Waffen wie Pfarrer Meyer, und manche der Autoren, die sein Vorredner angeführt habe, seien ihm fremd. — — Ich konnte den höchst unparlamentarischen bissigen Zwischenruf: auch Luther?! nicht unterlassen. Er rede aber hier als Laie, nicht als Theolog. Die beliebte eigenartige Manier der Laienbündler, einschlagenden Granaten zuzurufen: bitte,

ich bin Zivilist und kein Soldat. In herzlicher, aufrichtiger Freundschaft bezeugte der Redner, daß ihm und vielen in der Gemeinde Pfarrer Leimbach ein Rätsellöser geistiger Nöte gewesen sei.

Ich dachte an die Menschheits- und Gottesnöte der Propheten, der biblischen Menschen aller Zeiten, die hier aber nicht gemeint waren, denn die liegen klastertief unter den Nötchen der Philologen und ihrer modernen Beichtväter. Die ganze Tiefe Sttinger Sektengeistes enthüllte ein neben mir sitzender Sttinger, der die gegenwartsfrohen Bemerkungen Dr. Hubels mit dem Zwischenwort sekundierte: Wenn Luther heute leben würde, würde er auch anders reden. Wahrscheinlich rund, satt, einlullend, schlafstärkend oder nur die Oberfläche kräuselnd. Nach Dr. Hubel, dem harmlosen Rationalisten, der nur glauben will, was er versteht, redete Pfarrer Reisinger von Dinkelsbühl. Er trat warmherzig für die Volkskirche ein. Verständnissvoll, pietätvoll vertrat er jene berühmte Wendehalspolitik: Sprach vom religiösen Gut der Bekenntnisschriften Luthers und stellte die Forderung nach gegenwartsoffenen Pfarrern. Es gibt doch Tausendkünstler, die warmherzig oder mattherzig alles können: die normativen Erkenntnisse Luthers mit den flüchtigen Erkenntnissen des Zeitgeistes verbinden. Als ob Luther nicht gerade deshalb den durchdringenden Blick für seine Gegenwart, für die zukünftigen Jahrhunderte gehabt hat, weil er starr und bewußt unter klarer Verachtung der Klugen und Weisen seiner Zeit auf die Propheten, die Apostel sah, über all das Theologen- und Humanistengeschmeiß seiner Zeit hinweg.

Wenn ich mich nicht täusche, setzte jetzt der Ausbruch Sttinger Laienbundgeistes ein. Pfarrer Käppel verwahrte sich gegen die Einleitungsworte des Versammlungsleiters, der aus dem Nichterscheinen gegnerischer Pfarrer und Kirchenvorstände der Gemeinde Leimbachs einen verschleierte Vorwurf gegen beide erhoben hatte. Pfarrer Käppel betonte mit Recht, daß man über den Wert solcher Versammlungen zweierlei Ansichten haben kann.

Dr. Mößner verwahrte sich gegen die Worte des Redners, indem er sagte: Mir ist das Nichterscheinen der Gegner Leimbachs unverständlich. Die Gemeinden sind doch nicht für die Pfarrer, sondern die Pfarrer sind für die Gemeinden da. Das war die Zunge für solche Ohren, wie der Beifall bewies. Ich hatte das Schlagwort der Sttinger Oberfläche selbst zu oft gebraucht, zu oft war es beifällig aufgenommen worden, als daß ich nicht mißtrauisch dagegen geworden wäre. Voll Ekel über die geforderte Prostituirung der Geistlichen vor solchen Geistern schrie ich in die beifallsfrohe Versammlung: „Zum Gaudium sind wir da!“

Voll höchster Erregung wandte sich der Versammlungsleiter gegen mich und rief: Ich konstatiere, daß Pfarrer Meyer von Fessenheim die Unverschämtheit besessen hat zu sagen: Wir seien zum Gaudium da. Nun raste der Sturm, und der Geist der Intelligenz wurde in allen möglichen Rufen offenbar, besonders Gewaltige rieten mich hinauszwerfen. Dr. Mößner

aber sprach also: „Ihr Beifall beweist mir, daß ich Recht habe.“ Ich dachte an ein Wort Carlyles über derartig orientierte Redner und sah sein berühmtes Tier leibhaftig vor meinen Augen schwimmen. Daß ich sogar die Ehre bekam, an die Seite eines Oberkirchenrates gestellt zu werden, machte die Situation nicht besser.

Nun sprach Dr. Frank. Es ist nicht nötig, die Schlaglichter zu wiederholen, die Dr. Frank selbst auf seine rasche Wandlungsfähigkeit warf. Interessant ist vielleicht seine Feststellung, daß neunzehntel der Anwesenden mich nicht verstanden habe, gut seine witzige Paradoxie, ich sage: verflucht, wer verflucht sei. Trivial sein Kampf gegen Pharisäer, wobei er mich ausdrücklich ausnahm, obwohl ich lieber für manche, vielleicht für die meisten Augen ein stiernackiger, hartgesottener Pharisäer, als ein moderner windelweicher Narr bin. Eigenartig die Ehefrau als kritische Instanz: Meine Frau sagt immer zu mir, Du Orthodoxer; komisch in seinem Bestreben, nicht als der umgekehrte Luther, der auch anders kann, zu erscheinen, und doch vielleicht der stärkste unruhig Suchende unter den mattherzig Fragenden. Pietätvoll in seinen Worten über seinen Religionslehrer, modern in seiner Anpreisung christlicher Liebe.

Reicher Beifall lohnte den Redner. Mir aber gingen Niezsches schwermütige Worte über die Zukunft unserer Bildungsanstalten durch den Kopf. Ich dachte an ernste Worte Calvins. Man nennt im Übergefühl des Wissens, in der Begeisterung der eigenen Bildung uns Pfarrer so gerne die Dummlinge der menschlichen Gesellschaft. Haben wir den Mut, unzeitgemäß dumm und borniert zu sein im Sinne Luthers, Calvins, Kierkegaards, der Apostel und Propheten, denn ich wüßte nicht, welche aufrüttelnde Klarheit, welches Heil, welche Rettung, welche Wegweisung von den andern Geistern ausgehen sollte. Mir würde es Angst einjagen, von dieser Erkenntnis gelobt zu werden.

Ich erhielt zum zweitenmal das Wort und sagte: Selbst auf die Gefahr hin, wieder mißverstanden zu werden, möchte ich folgendes sagen: Ich habe das Wort: verflucht nicht gegen Pfarrer Leimbach gesprochen, ich sehe es als furchtbare Möglichkeit zu allererst hinter mein Leben, hinter mein Tun und Lassen gesetzt. Wenn hier die Liebe gegen das Wort verflucht ausgespielt wird, dann möchte ich darauf hinweisen, daß derselbe Paulus, der das wundervolle 13. Korintherkapitel von der Liebe, die alles trägt, glaubt und duldet, geschrieben hat, das harte, rücksichtslose, vernichtende Wort: verflucht! in das aufkommende Christentum geworfen hat. Einer der hellstichtigsten glaubte den Apostel der Liebe als Tschandala des Hasses brandmarken zu müssen.

Ich sagte, mir sei es peinlich, in der Anwesenheit Leimbachs seinen Namen und seine Sache im bösen oder im guten Sinn zu nennen und erklärte, daß ich beim ersten Hören seiner Amtsentsetzung gesagt habe, es sei eine Schmach. Menschlich hätte ich vor Leimbach große Achtung.

Als die Intelligenz daraufhin platschte, setzte ich mich und sagte zu mir

selbst: Um Beifall habe ich nicht gesprochen. Das alles aber damit auch nichts Verstehenden hüpfen nun rasch über den fundamentalen Gegensatz zwischen Leimbach und meiner Position, zwischen den Volkstüchtlern und mir hinüber.

Pfarrer Leimbach, der links hinter mir saß, erhielt nun das Wort und sagte ungefähr folgendes: Es ist mir peinlich, daß ich diese ganzen Auseinandersetzungen mit erlebe. Ich habe mit meinen Freunden gesprochen, ob ich in die Versammlung gehen soll oder nicht. Sie rieten mir dazu. Hätte ich alles vorausgesehen, wäre ich nicht gekommen. So sitze ich nun hier. Ich kann nicht hinaus, denn ich habe auch noch mit Herrn Hauptprediger Geyer dieselbe Garderobeammer. — — Sie haben Pfarrer Meyer nicht verstanden. Ich bin bewegt von dem, was er sagte, und zu mir sich wendend: Glauben Sie Herr Kollege, hätte man so zu mir im Oberkonsistorium gesprochen, vielleicht wäre manches anders geworden. Da trat man mir mit Paragraphen usw. entgegen. Glauben Sie mir, ich beurteile jetzt meine Tätigkeit als Pfarrer anders. In ergreifenden Worten wies er auf den Ewigkeitsernst unseres Berufes hin. Ich habe Pfarrer Leimbach an jenem Abend zum erstenmal gesehen. Ich habe von ihm den Eindruck eines ehrlichen, aufrichtig religiösen Menschen. Daß seine subjektive Ehrlichkeit ihn und die anderen täuscht über die objektive Lüge, die wir alle, auch Leimbach, vor Gott sind (siehe Luthers Bußpsalm), ist das Verhängnis des sterbenden Geschlechtes. Wenn es eine Torheit ist, (trotz des Erfolges) mit Granaten nach Spazien zu schießen, dann ist eine noch größere todbringende Torheit, mit Federbolzen auf die Elefantenjagd zu gehen. Diese Torheit, mit völlig unzureichenden, schon seit Jahrzehnten veralteten Mitteln, bei subjektiver Aufrichtigkeit, mit modern christlicher Schwäche des Geistes und der Seele begabt, sich selbst überschätzend, den Kampf gegen die Kirche aufgenommen zu haben, ist die Tragik Leimbachs. Daß er ahnungslos über die unheimlichen Tiefen eines Luther, eines Calvin, eines Paulus hinwegschreitet, macht ihn zum Schlafwandler. Bemitleidenswert bleibt es, daß er in Ottingen nur distanzlose gleichgerichtete Freunde ohne letzten Ernst und ohne letzte Furcht fand. Als Leimbach mit tiefer Ergriffenheit von dem Ernst unseres Berufes sprach, von der Bewegung, die ihm die Fragezeichen gegeben haben, da sagte ich unter dem lautlosen Zuhören der Versammlung: Ich bin erschüttert von den Worten Pfarrer Leimbachs. Ich habe nicht geglaubt, daß meine Worte, die an ihn zuletzt gerichtet waren, gerade bei ihm den stärksten Widerhall finden würden. Wenn Pfarrer Leimbach von dem Ernst unseres Berufes spricht, den wir, ich gebrauche ein Wort Carlyles, nur in Furcht vor dem Flammenantlitz Gottes führen können, wenn er darauf hinweist, dann fühle ich etwas Verwandtes mit ihm.

Die nun folgende Diskussion drehte sich um die unglückliche Frage, was müssen wir tun, um Pfarrer Leimbach wieder seiner Gemeinde zurückzugeben. Bei der schwindenden Zahl der Leimbachanhänger, bei der starken

Opposition des größten Theiles der Ottinger Gemeinde, teils aus dem Ruhebedürfnis des Kleinbürgers, teils aber auch aus dem bewußten ersten Festhalten am Bekenntnis, bei der offensichtlichen Distanzlosigkeit Leimbachs zu dem engeren Freundeskreis, bei dem religiösen Dilettantismus dieses Kreises, das unglücklichste und entwertendste, das Leimbach geschehen könnte.

Nur einmal gewann die Diskussion noch an Ernst, als ein Ottinger Bauer fragte: Ich möchte wissen, ob Pfarrer Leimbach an die Auferstehung und Gottesjohnschaft Christi glaubt?

Dr. Mößner antwortete: Herr Nachbar, wenn Pfarrer Leimbach nicht an Jesus Christus als den Sohn Gottes glaubte, wie hätte er denn dann predigen können über: Jesus Christus gestern und heute usw.

Ich war nahe daran aufzuspringen und dem Antwortenden die Worte Multatulis ins Gesicht zu schleudern, daß ein Tert noch lange keine Predigt sei, daß sich unter den ernstesten Terten bei Pfarrern oft die frechsten Predigten verbergen, hinzuweisen auf Grund der Leimbach'schen Abschiedspredigt auf den qualitativen Unterschied des Leimbach'schen literarischen Christus, das Fantasiebild eines Kleinstädtischen Theologen, und des Christus der Normativen, aufzudecken den exegetischen Leichtsinns des Abgesetzten, der als kritischer Theologe kritiklos seine Gedanken mit den Gedankenstürmen des Paulus verwechselt. Aber die Worte Leimbachs kurz vorher zwangen mich zu einem Schweigen, das ich allerdings jetzt durch später gefundene Lutherworte verurteilt sehe.

Ich weiß aber, daß die Antwort, die der Intelligenz genügt, einigen sehr fragereichen Laien nicht genügt. Sie zeigt aber auch, daß wir Pfarrer das Gerede der Laien, daß sie nur Laien seien und nicht Theologen, nicht ernst zu nehmen brauchen, denn es gibt nur wenig strenge Geister, die nicht je nach Bedarf die theologische Fragestellung ablehnen oder beantworten. Es gibt aber keine Instanz im Himmel und auf Erden, die den religiösen Leichtsinns bei Laien oder Pfarrern rechtfertigen könnte.

Nach weiteren Erörterungen, die sich auf der kirchenpolitischen Ebene vollzogen, kam das Schlußwort Meyers. Er wies darauf hin, daß die unruhigen Fragezeichen ihm in der Schweiz wiederholt begegnet seien, und daß sie für ihn schon etwas wie eine stereotype Formel wären. Hier möge eine Linie der Zukunft liegen. Sein Freund Wolf Meyer sei wie einer, vor dem ein großes Feuer aufflammte. Er übersehe aber, daß die Menschen heutzutage noch nicht die Augen und die Ohren dafür hätten. Wir müßten sie ihnen erst durch die kirchliche Erziehungsarbeit öffnen. Gerne würde er sich mit seinem Freunde über die Fragezeichen weiter unterhalten, wenn nicht die Zeit zu sehr vorgeschritten wäre. Mit besonderem Nachdruck warf er in die staunende Versammlung den Satz: „Lieber Freund Wolf Meyer, wenn sie Leimbach aus der Kirche hinausgeworfen haben, dann müßten sie dich erst recht hinauswerfen, denn du bist ein zehnmal schlimmerer Kezer als Leimbach. — — —“

(Warum?! Ich wüßte nicht, in den Kernfragen der Kirche etwas gesagt zu haben, das ich nicht mit seitenlangen Zitaten aus Luther und Calvin belegen könnte. Allerdings, stünde ich in einer Kirche, die sich ohne normative Erkenntnisse und Bekenntnisse in den Zentralfragen von jedem Wind und jeder Welle des Zeitgeistes schaukeln ließe, lebte ich unter tanzenden Derivischen, die dithyrambisch: „Volkstimme ist Gottesstimme“ schwärmen, dann gäbe es nur Kampf auf Leben und Tod aus der Stellung der Normativen heraus.)

Daß Hauptprediger Geyer in seiner liebevoll gütigen Weise aufs Gebet hinwies und zur Mitarbeit in der Kirche aufforderte, der er schon den Rücken zu kehren sich anschickte, vervollständigte das seltsame Bild dieses Abends.

Nach dem Schlußworte Geyers unterhielten wir uns als Freunde noch eine zeitlang. Das Publikum schien es aber nicht zu verstehen, daß man sachliche Verschiedenheiten nicht in persönlicher Feindschaft austrägt.

Nachwort: Volkskirche und Bekenntniskirche muß kein Gegensatz sein. Die Propheten, die Apostel, die Reformatoren, deren tiefste Erkenntnisse in den Bekenntnisschriften von Theologen und Professoren des 16. Jahrhunderts, wenn auch dürr und lehrhaft zusammengefaßt sind, sind als aufhellende Blitze in das Dunkel der Zeiten geschleudert, als Bahnbrecher des Heilandes jedem Volke und jedem Geschlechte. Daß ihr Wissen, ihr Wort wie ein würgendes Schwert, wie ein zerschmetternder Hammer wider die religiöse Mannigfaltigkeit aller Baalspriester und Baalsgläubigen wütet, ist nicht ihre Schuld.

Man kann eine durchdringende Einsicht in die Fragwürdigkeit der Bekenntnisse haben, aber hinter ihnen steht der betende Luther, steht sein jahrzehntelanges Graben und Bohren in den Tiefen und Teufen der Bibel. Um die „Schülerarbeiten“ der Professoren und Theologen im Kloster Bergen widert noch der Hauch erloschener Krater. Über der Dürre schlafender Bekenntniskirche träumt das Wissen von ungeheuren Ausbrüchen menschenferner prophetischer Geister. — — Hinter dem Hangen und Halten, hinter dem Kampf für das Bekenntnis liegt, wenn auch oft nur unbewußt, die Ahnung von dem Gott, der als der Absolute, der Unumschränkte, Unbedingte hineingreift in die Menschheit, liegt das Wissen, daß der Mensch von und nach Gott geschaffen ist und nicht umgekehrt.

In der Volkskirche, wie sie von einer proteus-artigen Theologen- und Laienschaft gefordert wird, spukt der stets blinde Zeitgeist, der keine Tiefen und Höhen, keine Distanzen mehr sieht als die eigenen Maße und Mäßigkeit, aus ihr hallt der lärmende Ruf und der tanzende Schritt der Israeliten: „Lasset uns Götter machen, ein Bild, das uns gleich sei.“ Wir brauchen uns nicht zu wundern, wenn hinter dem Rücken solcher Massen, über den Köpfen der Baalspriester, grinsend und erstaunt über die religiöse Frechheit der Menschen, über ihre widerliche Vertraulichkeit mit dem Unnahbaren, wenn über der buntschillernden Maskerade des mannigfaltigen

religiösen Erlebnisses als Götter — — das Kalb Israels und der Za- und Amenesel des vergiftenden Spötters Niezsche auftauchen.

Gottlob, daß der geistige und religiöse Bruch unseres Geschlechtes noch vor uns liegt, wenn auch in ungeheurer Tragik — — wir ahnen, daß Zeiten heraufdämmern, in denen die Menschen wieder zitternd und bebend nach Gott fragen, in denen sein Wort wieder auffliegt wie Mord- und Heilruf. Weil wir diese Zukunft wollen, die Zeit des lebendigen Gottes, die Zeit des redenden Wortes, der hörenden Hörer, deshalb wählen wir lieber die schlafende kraterbewachende Bekenntniskirche als die laut trampelnde religiös-lebendige gottvergessene Anmaßung des volksgläubigen Freihandels. Der Gott, den moderne Theologen und Professoren aus Edelsteinen, aus dem Elfenbein menschlicher Gedanken formen, dieses Nichts des Jesaja, liegt im Sterben. Noch zuckt er, noch winselt er nach Anbetung und Verehrung, noch sieht er Gläubige und Abergläubige zu sich schleichen, um seine Opfrien zu schlürfen — —.

Erwürgen wir ihn
um Gottes willen.

Die Schicksalsstunde unserer evangelischen Landeskirche.

Von Fritz Kruse.

Nur der kann die gegenwärtigen Kämpfe um unsere neue kirchliche Verfassung in Altpreußen — es handelt sich um die Gebiete, die schon vor 1866 zu Preußen gehörten — in ihrer vollen Tragweite verstehen, der die geschichtliche Entwicklung unserer Landeskirche kennt. Wir kommen daher bei unserer heutigen Betrachtung ohne einen geschichtlichen Rückblick in großen Zügen nicht aus. Unsere rheinisch-westfälische Kirchenverfassung von 1835 diente nach den achtundvierziger Jahren einer Reihe von deutschen sowie auch den Kirchen der östlichen preußischen Provinzen in ihrem presbyterial-synodalen Aufbau, der mit dem konsistorialen System verbunden wurde, als Muster. Um die presbyterial-synodale Ordnung waren 1815 beginnend die heftigsten Kämpfe entbrannt. Ihren äußeren Ursprung hat die rheinisch-westfälische Kirchenverfassung in der presbyterial-synodalen Ordnung, die die reformierten Flüchtlingsgemeinden des Reformationszeitalters an den Niederrhein verpflanzten. Innerlich gründet sie sich auf die Anschauung Calvins, daß in der christlichen Gemeinde kein Stand zum Herrschen bestimmt ist, und daß an der Leitung der Gemeinde alle teilnehmen können, die aufrichtige Christen sind. Die hierauf aufgebauten Gemeinden traten schon Ende 1600 in Jülich, Cleve und Berg und im 17. Jahrhundert auch in der Grafschaft Mark zu Synoden zusammen, in denen sie ihre presbyteriale Ordnung wiederholten.

Ein Einheitsband für die Reformierten bildet die Kirchenordnung von 1662 und die regelmäßig stattfindende Duisburger Generalsynode. Die lutherischen Gemeinden eignen sich wesentliche Bestandteile der Verfassung an, bringen es aber nicht zu eigenen Synoden. Beide Bekenntnisse erlangen seit dem Frieden von Luneville 1801 volle Religionsfreiheit, auch in den katholisch regierten Ländern.

Infolge der Einführung der preußischen Verwaltung von 1815 werden die Kirchengemeinden ohne Rücksicht auf ihre synodalen Gerechtsame Konsistorien unterstellt, die wiederum dem Kultusministerium unterstehen. Die Synoden werden verboten; die Pfarrer dürfen nur noch zu beratenden — also nicht zu gesetzgebenden Synoden — zusammenkommen. Das Erscheinen der Presbyter dazu ist nicht gestattet. Trotz der Verwaltungsänderungen halten die tapferen Gemeinden an ihren synodalen Überlieferungen unter Führung des markanten Superintendenten Roß aus Budberg bei Mors fest und erkämpfen sich in heißem auf über zwei Jahrzehnte sich erstreckendem Ringen endlich 1835 die staatliche Anerkennung ihrer synodal-presbyterialen Ordnungen. Die Konsistorien aber bleiben in voller Machtbefugnis daneben bestehen. Die beiden Synoden setzen daher den Kampf um die rein synodale Verfassung fort. Der König ist weit davon entfernt, Entgegenkommen zu zeigen, er sucht vielmehr seinen Lieblingsgedanken, die Provinzen unter Bischöfe zu stellen, durchzuführen. Die Ereignisse der achtundvierziger Jahre kommen den Synoden zur Hilfe. Auf Anregung der Regierung tagen 1849 in Duisburg und Dortmund die Synoden, um eine neue Verfassung aufzustellen. Die Beschlüsse der Synoden wurden einem gemeinsamen Ausschuss überwiesen, der 1851 in Elberfeld tagte und an den Beschlüssen noch viele Änderungen vornahm. Dieser Beschluß ist der sogenannte Elberfelder Revisionsentwurf von 1851. Der König verweigerte die Bestätigung, die Regierung die Ausführung, obwohl sie selbst die Anregung gegeben hatte. Die Staaterschütterungen waren überwunden, und die Ausführung des Entwurfes wurde vertagt. Die rheinisch-westfälische Kirchenordnung von 1835 behielt ihre Gültigkeit bis auf den heutigen Tag. Der Wortlaut der Paragraphen ist immer der gleiche geblieben; durch Zusätze wurden diese aber stets ergänzt. Dadurch hat das Buch im Laufe der letzten neun Jahrzehnte fast den zehnfachen Umfang erhalten und ist gänzlich unübersichtlich geworden.

Erst die Ereignisse von 1918 waren die Veranlassung, eine neue Verfassung anzustreben. Die Generalsynode arbeitete die Wahlgesetze zu einer neuen verfassungsgebenden Kirchenversammlung aus, die die endgültige Verfassung feststellen soll. Im Februar 1921 fanden zunächst die Gemeindevahlen nach dem Verhältniswahlrecht statt. Wahlberechtigt war jedes männliche und weibliche Gemeindeglied, das das vierundzwanzigste Jahr vollendet hatte. Infolge Nichtaufklärung der Wähler sowie durch den umständlichen Eintragungszwang in die Wählerlisten (sogenannte Angstgesetze) war die Beteiligung bei den Gemeindevahlen mit Ausnahme der

bekennnistreuen Gruppen sehr gering. Selbst in der Gemeinde Siegen mit ihren außergewöhnlichen Verhältnissen übten nur 45 % der Wahlberechtigten ihr Wahlrecht aus. Im Sommer 1921 erfolgten alsdann die Wahlen zur verfassungsgebenden Kirchenversammlung durch die neugewählten Repräsentanten, Presbyter sowie durch die Pfarrer. Die zu Wählenden durften nur zu $\frac{1}{3}$ dem Pfarrerstande angehören. Das Ergebnis war eine starke $\frac{2}{3}$ Mehrheit der Rechten.

Die verfassungsgebende Kirchenversammlung trat September 1921 zusammen und tagte eine Woche. Oberkirchenrat und Generalsynodalvorstand brachten erst einige Tage vor Beginn der Versammlung ihre Entwürfe ein, die in wesentlichen Punkten nicht übereinstimmten. Die Vollversammlung übergab beide Entwürfe einem zweiundvierzig gliedrigen Ausschuss, der den ganzen Winter hinter verschlossenen Türen tagte, damit das Kirchenvolk nichts von den Verhandlungen erfahre. Ende Februar waren die Arbeiten beendet, aber Ende Mai erfuhr erst die Öffentlichkeit den Text des Entwurfes. Vom Ausschuss wurden fast immer in den abweichenden Teilen die engherzigen Vorschläge des Generalsynodalvorstandes angenommen oder wesentlich verschärfte Fassungen beschlossen, z. B. der Einleitungssatz — die sogenannte Präambel, die das Bekenntnis festlegt, nach zwölfmaliger Abstimmung mit 23 gegen 19 Stimmen. Der ganze Entwurf des Ausschusses kann in wesentlichen Punkten als ein Erzeugnis der Unaufrichtigkeit, Unehrllichkeit und Unwahrhaftigkeit bezeichnet werden. Statt der ersehnten und versprochenen Volkskirche — Parteiliche, kräftigste bischöfliche Gewalt seitens der Generalsuperintendenten; der Schutz der Minderheiten ist schon in zweiter Lesung abgelehnt; man erkennt nur den Schutz der positiven Minderheiten als berechtigt an. Die Klausel, der Kirchensenat solle erforderlichenfalls Bestimmungen über den Minderheitenschutz erlassen, hat praktisch kaum etwas zu bedeuten. Durch die Teilung der Provinzen in mehrere Wahlbezirke werden die Minderheiten ausgefiedt. Der Generalsuperintendent — bisher war ihm der juristische Präsident des Konsistoriums gleichgestellt — wird der alleinige Herrscher; in fast jeder Körperschaft und jedem Ausschuss beansprucht er Sitz und Stimme; ja er kann sogar zu allen Presbyter- und Repräsentantensitzungen erscheinen, dort jederzeit das Wort ergreifen und Anträge stellen. In allen anderen Körperschaften besitzt dieses Recht nur die nächsthöhere Stelle! Ein positiver Professor, der den Gemeinschaften sehr nahe steht, tat in der Vollversammlung den bezeichnenden Ausspruch, man müsse wahrhaftig darüber nachdenken, wie man die Beamten vor den Vergewaltigungen der mit bischöflicher Gewalt ausgestatteten Generalsuperintendenten schützen könne!! —

Die Generalsuperintendenten begnügen sich nicht nur mit der bischöflichen Gewalt in den Provinzen! — nein, sie dehnen sie auch nach oben durch die in den kirchlichen Organismus eingefügte Generalsuperintendenten-Versammlung aus! Sie greifen dadurch in die Rechte und Zuständig-

keiten anderer höherer Stellen ein. Der Vorsitzende der Generalsuperintendentenversammlung soll künftig neu ernannte Generalsuperintendenten in den Provinzen einführen. Die Versammlung der Generalsuperintendenten kann jederzeit gemeinsame Anträge an Landeskirchenausschuß und Landessynode stellen, öffentliche Kundgebungen — ohne sich vorher mit den höheren Stellen in Verbindung zu setzen — an die Kirche und die Öffentlichkeit richten. —

Großes Aufsehen erregte in weiten Kreisen die warnende Denkschrift des Oberkirchenrats, die in den ersten Junitagen erschien. Die ernstesten, würdigen und sachlichen Ausführungen verdienen die weiteste Verbreitung, ehe die Vollversammlung zusammentritt. Oberkirchenrat vermag die vorgenommenen Veränderungen nicht durchweg als Verbesserungen anzuerkennen, ja er hält in wesentlichen Punkten das Ergebnis des Verfassungsausschusses für bedenklich. Dies gilt in ganz besonderem Maße von drei Punkten, in denen die Vorschläge des Ausschusses die Zukunft der Kirche, ihre Einheit und ihre gesunde, lebensvolle Entwicklung als Volkskirche bedrohen:

1. von der Umgestaltung der Einleitungsformel (Präambel);
2. von der Lösung der Frage, nach welchem System die künftige Generalsynode gebildet werden solle.

Nach dem Entwurf sollen die etwa tausend Mitglieder aller Provinzialsynoden die Generalsynode wählen. Da die Landeskirche rund $18\frac{1}{3}$ Millionen Seelen zählt, würde jeder Abgeordnete für 18 333 Mitglieder seine Stimme abgeben. Dadurch sind wir wieder beim Siebssystem angelangt und die Ausschaltung der Minderheiten, die schon auf den untersten Stufen einsetzt, würde hier vollendet. Nach dem Vorschlag des Oberkirchenrats soll aus der Urzelle der Kirche — nämlich der Gemeinde — gewählt werden.

3. von der Regelung der Geschäftsleitung im Kirchensenat.

Der Kirchensenat tritt an Stelle des Königs und wird aus etwa dreißig Mitgliedern bestehen. Der Oberkirchenrat beantragt für seinen Präsidenten den Vorsitz, während der Ausschuß der verfassungsgebenden Kirchenversammlung hierfür den jeweiligen Präses der Generalsynode bestimmt hat. An diese Stelle gehört unbedingt ein Mann, der das Leben der ganzen Kirche bis in die weitesten Verzweigungen aus eigener Erfahrung kennt und eine eingehende Kenntnis der kirchlichen Verwaltung besitzt. Der alle vier Jahre wechselnde Präses der Generalsynode — gegenwärtig ist es ein Landrat a. D. — ist hierzu gar nicht in der Lage.

Außerdem werden vom Oberkirchenrat noch eine Reihe anderer Punkte aufgeführt, die z. T. nicht minder wichtig sind; z. B.: Artikel 109, Abs. 1. Hier wird die Verfassung der Forderung als Volkskirche nicht gerecht; nur diese allein kann uns retten. Wenn unsere Kirche in der jetzigen schweren Zeit bestehen soll, ist sie je länger je mehr auf die Mitwirkung und Heranziehung aller ihrer Glieder angewiesen. Es gilt heute der Gemeinde gegenüber den Beweis zu führen, daß der Wille besteht, Wahrheit zu machen mit dem großen Grundsatz des Artikels 4 des Entwurfs:

1. Die Kirche baut sich aus den in ihr zusammengeschlossenen Gemeinden auf.

2. Die Kirche soll auf allen Stufen ihres Aufbaues den Gemeinden dienen und die in diesen lebendigen Kräfte des Glaubens und der Liebe zusammenfassen.

3. Die Gemeinde hat an dem inneren und äußeren Aufbau der Kirche mitzuwirken, und den Zusammenhang mit ihr zu pflegen.

In dem angenommenen Entwurf ist dieser Beweis nicht gebracht. Der Oberkirchenrat fordert sodann die Wiedereinführung der von ihm vorgeschlagenen, von der Versammlung aber abgelehnten Gemeindeversammlungen, die jährlich stattfinden sollen.

Artikel 135. Die Versammlung der Generalsuperintendenten darf niemals zu einem organischen Gliede des Verfassungsaufbaues werden. Unvermeidbare ernste Konflikte würden die Folge sein.

Artikel 28, Absatz 3. Der Vorsitz des Presbyteriums muß bei Gemeinden mit mehreren Pfarrern wie bisher jedes Jahr wechseln und darf nicht, wie im Entwurf angenommen, dauernd dem ersten Pfarrer übertragen werden.

Der Entwurf des Verfassungsausschusses fordert zur scharfen Kritik heraus, aber gemessen an dem, was uns das rheinisch-westfälische Kirchenregiment zu bieten wagt, ist er immer noch ein Fortschritt. In der amtlichen Begründung ist ausdrücklich gesagt, daß für das kirchliche Leben Rheinland-Westfalens die Grundgedanken des Elberfelder Verfassungsentwurfes von 1851!!! auch heute noch maßgebend sein sollen. Dieser Entwurf wurde seitens der rheinisch-westfälischen Kirchenverwaltungen, ohne sich vorher mit den Gemeinden in Verbindung zu setzen, dem Oberkirchenrat zur Genehmigung vorgelegt. Der Oberkirchenrat verweigerte die Genehmigung und verwies den Entwurf an die Generalsynode, die ihn nach Prüfung durch den Rechtsauschuß der verfassungsgebenden Kirchenversammlung vorlegte. Von dieser wurde er im Auschuß angenommen und erlangt Gesetzeskraft, wenn die Vollversammlung ebenso beschließt. Nur wenige Punkte seien herausgegriffen:

In der Einleitung wird die fortdauernde Geltung der Bekenntnisse ausdrücklich festgestellt. Sie sind wie folgt aufgezählt: Augsburgische Konfession, die Apologie dazu, die Schmalkaldischen Artikel, der kleine und große Katechismus Luthers, der Heidelberger Katechismus und die Konkordienformel. Die vorgesehene Einschaltung: „diese Bekenntnisse gelten religiös und nicht lehrförmlich“ wurde gestrichen. Wenn auch im Auschuß festgestellt wurde, diese Bekenntnisse hätten niemals lehrförmlich aufgefaßt werden können und nur stets religiös gewertet werden müssen, so gibt die Streichung doch Anlaß zu Mißtrauen. Die vom Verfassungsausschuß für Altpreußen angenommene Präambel nennt das apostolische Glaubensbekenntnis, die Augsburgische Konfession, den kleinen Katechismus Luthers und den Heidelberger Katechismus. Beim Vergleich dieser beiden

Präambeln kann man leicht deren Urheber feststellen und auch verstehen, daß sie mit aller Macht versuchen, die im Ausschuß angenommene alt-preussische Präambel durchzudrücken. Die vom Oberkirchenrat und General-synodalvorstand vorgeschlagene aber im Ausschuß abgelehnte Präambel, die allen Forderungen gerecht wird, lautet: „Getreu dem Erbe der Väter steht die evangelische Kirche auf dem in der heiligen Schrift gegebenen, in den Bekenntnissen der Reformation bezeugten Evangelium. Dieses Evangelium ist die unantastbare Grundlage für die Lehre, Arbeit und Gemeinschaft der Kirche.“ —

§§ 8, 10, 21, 22 bestimmen Verhältniswahlrecht, gebundene Listen. Eintragung in die Wählerlisten ist Bedingung. Durch diesen umständlichen Eintragungszwang hält man bewußt weite Kreise von der Wahl ab. Verschärfte Qualifikationsbestimmungen öffnen Heuchelei und Gesinnungsschnüffelei Tür und Thor! Die Verteilung der Repräsentanten ist ungerecht. Fünf Gemeinden mit z. B. etwas mehr als je 1000, also zusammen 5100 Mitgliedern wählen je 24, zusammen 120 Repräsentanten, eine Gemeinde von 4999 Seelen aber nur 32 Repräsentanten. Zusatzstimmen, die der Osten vorsieht, sind abgelehnt. In Rheinland-Westfalen scheidet alle zwei Jahre $\frac{1}{4}$ der Repräsentanten aus; dadurch werden kleine Minderheiten im Laufe der Jahre aus den Vertretungen herausgewählt. Der Osten wählt alle vier Jahre sämtliche Repräsentanten neu, sodasß sich Minderheiten hier dauernd behaupten können. — Der Osten wählt zu den Synoden $\frac{2}{3}$ Laien, $\frac{1}{3}$ Pfarrer und gewährt in ihnen Organisten, Chorleitern, evangelischen Religionslehrern usw. Sitz und Stimme. Rheinland-Westfalen wählen $\frac{1}{2}$ Pfarrer, $\frac{1}{2}$ Laien und lehnen den Eintritt der Organisten, Religionslehrer usw. ab.

Die Patronate werden nicht abgebaut; der Parochialzwang ist in § 87 ausdrücklich festgelegt.

Die Wahl der Provinzialsynode erfolgt nicht durch die Urzelle der Kirche — nämlich die Gemeinde — wie im Osten, sondern durch die Kreis-synoden. Auch hier ist wieder ein Hauptsieb aufgestellt, das die Minderheiten von den höheren Stufen künstlich fernhält.

§ 117 bestimmt die geistliche Schulaufsicht. Das widerspricht direkt dem Staatsgesetz. Öffentlich hat bisher nur die westfälische Provinzialsynode das Recht dazu beansprucht.

Ende August tritt die verfassunggebende Kirchenversammlung zusammen. Dann wird die Schicksalsstunde unserer evangelischen Landeskirche schlagen! Mäßigt die Rechte ihre Forderungen und schlägt die Warnungen des Oberkirchenrats und vieler anderer Kreise, denen das Wohl und Wehe unserer Landeskirche dringend am Herzen liegt, nicht in den Wind, dann mag es vielleicht gelingen, unsere Landeskirche zu erhalten und alle Kräfte zu ihrem gesunden Aufbau heranzuziehen. Beharrt die Rechte dagegen auf ihren starren Forderungen, dann muß die Landeskirche über kurz oder lang in eine Reihe von Einzelkirchen zerfallen.

Neue große Zusammenbrüche stehen uns dann bevor, die die Seelennot unseres armen deutschen Volkes unendlich vermehren werden. Darum: „Ihr Christen von der Rechten seid gewarnt, ehe es zu spät ist!“ Öffnet die Tore weit auf und verschließt sie nicht denen, die hinein wollen! Eine Kirche, die verlangt, daß wir bekennen, was wir vor unserem Gewissen nicht bekennen können, versperrt uns den Weg zu Gott, gibt Abertausenden „Steine statt Brot“. Eine solche Kirche erstickt Tausenden — Abertausenden — den Atem und treibt immer wieder neue Tausende suchender Seelen aus dem Heiligtum, in das sie sie hineinführen sollte, hinaus. Eine solche Kirche verfehlt ihre Aufgabe, die ihr durch ihren Gründer Jesus Christus von Gott gegeben ist.

Ihr aber „Repräsentanten, Presbyter und Gemeindeglieder“ erhebt in Euren Gemeinde- und öffentlichen Versammlungen einmütig Widerspruch gegen die Euch zugedachten Bergewaltigungen und schickt Entschließungen und flammende Proteste an die verfassungsgebende Kirchenversammlung! Vor allem aber Ihr Rheinländer und Westfalen fordert von der verfassungsgebenden Versammlung, daß sie nie und nimmer ihre Zustimmung zu dem rückständigen rheinisch-westfälischen Entwurf gebe, verlangt, daß in Zukunft der kirchliche Westen, der dem kirchlichen Osten in den letzten hundert Jahren ein leuchtendes Vorbild war, gegen den Osten in keinem einzigen Punkte der Gesetzgebung benachteiligt werde! Rheinländer und Westfalen zeigt Euch würdig der zähen, tapferen Kämpfe Eurer Vorfahren!

Die eigentliche und ganze Gemeinde Christi ist nicht sichtbar sondern unsichtbar.

Die Glieder dieser unsichtbaren Kirche sind unter allen Sekten der Christen und vermutlich auch unter anderen.

Die unsichtbare Kirche kann der Welt sichtbar werden durch verbundene Glieder.

Die eigentliche Gemeinde Jesu Christi ist unsichtbar und auf dem ganzen Erdboden ausgestreut. Es gibt aber auch sichtbare Gemeinen, dadurch immer alle zwei oder drei in Seinem Namen versammelte Personen gemeint werden können.

Sichtbar heißt nur: Es kann dieser und jener etwas davon sehen; es ist möglich, daß man etwas davon sieht.

Die Gewissensfreiheit, die niemals gewesen, hat doch jetzt in einem oder dem anderen Winkel Platz, wo der Heilige Geist souverän regieren kann. Und das wird zur Sichtbarkeit der Kirche absolut erfordert.

Es ist nicht eine einzige christliche Sekte, die einen nicht über etwas beschämen könnte, bei der man nicht auf eine kurze oder lange Zeit in die Schule gehen und etwas von ihr lernen könnte.

Aus Zinzendorf „Über Glauben und Leben“.

Aus Geschichte und Zeit

Die neue deutsche Volksbildungsbewegung.

Von Adolf Waas.

Lieber Freund! Du fragst mich nach unserer Arbeit, nach der neuen deutschen Volksbildungsbewegung. Vor allem denke dabei bitte nicht an die Volksbildungsarbeit vor dem Kriege, an dies wahllose, dilettantierende Ausstreuen beliebiger Kenntnisse mit der wohlwollenden Miene des Besitzenden, der von seinem Überfluß abgibt. Wir leiden heute darunter, daß uns so viele Fäden noch mit dieser Art Arbeit, die ja auch heute noch lebt, verbinden. Denn das verwirrt nur das Bild.

Zwei Grundlagen sind es, auf denen unsere ganze Arbeit ruht. Einmal die Einsicht in die Notwendigkeit, neues geistiges Leben unseres gesamten Volkes zu wecken und zu fördern. Wir spüren es, daß ein Neues kommt, und daß die Entscheidungsschlachten zur Begründung dieses Neuen auf geistigem Gebiet geschlagen werden müssen, und daß hier das wichtigste und fruchtbarste Arbeitsfeld liegt. Wir wissen es, daß die Zukunft unseres Volkes davon abhängen wird, ob hier der Boden gelockert ist für die neue Saat, ob wir Menschen haben werden mit voller geistiger Kraft und Frische, mitzuarbeiten an einer Zukunft des deutschen Volkes, an einer neuen Kultur oder wie wir es immer nennen wollen. Du fragst, wie diese neue Kultur aussehen soll? Das wissen wir nicht zu sagen. Aber davon sind wir überzeugt, daß wir vorwärts kommen werden, wenn wir nur recht und treu arbeiten. Das aber wissen wir, daß wir sie noch nicht haben, daß sie erst kommen muß, denn wir haben die Krise von Bildung und Kultur der letzten Jahre voll miterlebt. Aber wir wissen auch, daß man dazu Bausteine brauchen wird aus alledem, was an geistigen Kräften, an geistigen Werten in unserem heutigen Kulturbesitz vorhanden ist. Wir überschätzen das, was wir heute haben an geistigen Werten, an Kulturgut durchaus nicht, aber wir wissen, daß wir es als Bausteine nötig haben werden, um das Neue zu schaffen, auf das wir hoffen. Daraus ergibt sich denn der starke Wille, mit den uns ererbten Gütern geistigen und kulturellen Lebens den Boden zu bereiten für die geistige Zukunft unseres Volkes, Menschen in ihrem Bildungsgange zu helfen, die mitarbeiten sollen an einer neuen Kultur. Das ist die eine Grundlage.

Dem steht gegenüber aber die Erkenntnis von der großen Schwierigkeit und von den Grenzen solcher Arbeit. Wir können Leben nicht schaffen, wir können nur, wo es da ist, es fördern und ihm helfen. Das bedeutet aber

für uns, wir werden immer nur eine verhältnismäßig kleine Schar von Menschen finden, mit denen wir arbeiten können. Wir können nicht auf eine unmittelbare Wirkung auf die Massen rechnen, die im Kino die Nahrung ihres geistigen Lebens finden. Aber die Arbeit mit wenigen geistig lebendigen Menschen, die in die Tiefe gehen kann, wird mehr sein, als eine Wirkung in die Breite ohne Tiefe. Und dann können wir doch hoffen, daß solche kleinen Kreise lebendigen Lebens allenthalben im Volk Leben wecken in ihrer Umgebung und Samen austreuen. Darum wollen wir lieber mit wenigen arbeiten, mit ihnen aber gründlich, und hoffen, daß sich dann immer mehr Menschen zu solcher Arbeit finden. Aber Arbeit muß es sein, nicht nur ein Annehmen verstreuter und zusammenhangloser Kenntnisse, die nur ein nutzloses Wissen als unbrauchbaren Ballast für die Arbeit schaffen können. Die Schwierigkeit liegt vor allem darin, daß unsere ganze heutige Wissenschaft darauf gar nicht oder noch kaum eingestellt ist. Mit einer Verbreitung unserer Spezialwissenschaften oder gar nur ihrer Ergebnisse in verwässertem und verdünntem Zustande kann keine Vorarbeit für eine kommende Kultur geleistet werden. Ausbildung von Gelehrten und solche Bildungsarbeit, wie wir sie im Sinne haben, die von die Gegebenheiten unserer Welt den Weg zu den letzten und tiefsten Fragen findet, sind grundverschiedene Dinge. Es ist dafür sehr aufschlußreich, aus den Statistiken gut geleiteter Büchereien (Leipziger städtische Bücherhallen) feststellen zu können, wie wenig unsere ganze sogenannte populärwissenschaftliche Literatur in breiteren Kreisen Boden gefaßt hat, eben weil sie diese Aufgabe nicht erfüllen konnte.

Was aber gerade im einzelnen Falle helfen und fördern kann, das läßt sich niemals im Großen sagen, allgemeine Rezepte gibt es da nicht. Das macht schon eine Massenarbeit unmöglich, bei einem Arbeiter und einem Bauer, bei einem Jungen und einem Alten, bei einem Manne und bei einer Frau, bei einem Katholiken und bei einem Sozialisten, bei einem Schwaben und einem Mecklenburger sind die Grundlagen so ganz verschieden, daß man sie nicht auf dieselbe Weise fassen kann. Hier sind Persönlichkeiten notwendig, die jedem Einzelnen oder doch jeder Gruppe helfen, soweit es in ihrer Kraft steht, gerade den Weg zu gehen, der für ihn paßt, der von ihm aus zu seinem Ziele führen kann. Nie kann eine Maschine oder eine maschinenartig arbeitende Organisation hier an die Stelle des Menschen treten.

Das sind die beiden Faktoren unserer Arbeit: die Einsicht in die Notwendigkeit der Arbeit, und die Einsicht in ihre Schwierigkeiten und Grenzen und daraus hervorstachsend der Wille, alle diese Hemmnisse zu überwinden und die Arbeit so zu gestalten, daß sie in den ihr gezogenen Grenzen ihr Ziel erreichen kann. Feste Formen, feste Regeln werden sich kaum angeben lassen, dafür muß alles viel zu sehr im Fluß bleiben, aber ich kann doch in kurzen Zügen Dir an einem Beispiel wenigstens, dem der Bücherei, zeigen, welche Folgerungen sich daraus für die praktische Arbeit ergeben:

nur das Beste, das Kräftigste, Echteste und Wahrste aus allen Erscheinungen des Buchmarktes kann als Hilfe für den geistigen Werdegang unseres Volkes in Frage kommen. Wir dürfen uns durch keinerlei Rücksichten davon abbringen lassen, auch wenn wir damit keine großen Massen sondern nur wenige, die aber aus allen Schichten, als Leser bekommen. Jedem einzelnen Leser aber muß nach seiner Art, nach seiner Vorbildung, nach seinem Lebenskreis, das geboten werden, was für ihn paßt, daß jedes Buch, das er bekommt, für seine Entwicklung etwas bedeuten kann. Denn Vielleserei ohne wirkliche Beziehung zum Gelesenen ist der schlimmste Feind aller echten Kultur, ihn wollen wir mit aller Kraft fernhalten und nicht unseren Stolz darin sehen, möglichst viel wahllos ausgeliehen zu haben. Um das aber möglich zu machen, muß die Bücherei so aufgebaut werden, daß die Organisation des Betriebes zwar dem Bücherwart hilft aber sich nicht an die Stelle der Persönlichkeit zu setzen und sie zu verdrängen sucht (diese Gefahr besteht). Ein solches Arbeiten erfordert nun bestimmte Einrichtungen, um das Buchmaterial für die Ausleihe zu erschließen und die Eigenart des Lesers zur Geltung zu bringen. Darauf einzugehen würde, so interessant es ist, zu weit führen. Es erfordert aber auch eine besondere Sorgfalt in der Wahl und Ausbildung der Bibliothekare, auch das ist wieder ein eigenes großes Kapitel.

Ähnlich könnte ich Dir daselbe etwa für die Volkshochschule ausführen. Aber es kam uns ja nur darauf an, an einem Beispiel die Umsetzung der Forderungen in die Praxis wenigstens anzudeuten. Du fragst, ob das schon in der Praxis durchgeführt sei. In einigen Stellen in Deutschland könnte ich Dir es zeigen, aber im ganzen geht es natürlich langsam, da es ja fast überall nicht neu zu bauen, sondern meist Bestehendes umzubilden gilt. Das aber braucht Zeit.

Du fragst vielleicht auch nach der Organisation. Wir brauchen allerdings eine solche, aber keine Organisation des Geistes — darin liegt doch das Wesentliche des auf der Bilthovener Tagung z. B. zu Tage getretenen inneren Widerspruchs, daß man Geistiges organisieren will — sondern eine Organisation zu praktischem Zwecke, eine möglichst durchgebildete Organisation des einzelnen Betriebs aus den aufgestellten Forderungen heraus und eine über den eigenen Betrieb hinausreichende zur Ausbildung der Bibliothekare, zur Buchbeschaffung, zur Materialbeschaffung, zur Hilfe in der Buchauswahl, also eine Arbeitsgemeinschaft, wie sie jeder Konsumverein, jeder große Verlag darstellt.

Und wenn ich Dir Namen nennen soll von Männern, die diese Richtung der Arbeit vertreten und in ihr führend vorangehen, so wäre es neben anderen Dr. Robert von Erdberg-Berlin, mit seinen von ihm herausgegebenen Zeitschriften „Die Arbeitsgemeinschaft“ und „Volkshochschularchiv“ und der Direktor der städtischen Bücherhallen zu Leipzig, Walter Hofmann und die von ihm geleitete „Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen“ in Leipzig.

Aus dem Tagebuche eines Neuwerkflers.

Von Georg Flemmig.

Ein Zeichen der Zeit: Auf einer Versammlung in Mannheim schlossen sich der Bund evangelischer Sozialisten und der Badische Volkskirchenbund zum Volkskirchenverband evangelischer Sozialisten Süddeutschlands zusammen. In den Verhandlungen wurde der Kerngedanke des alten Programmes des Volkskirchenbundes scharf herausgestellt, der in der Forderung besteht, auch das Völker- und Wirtschaftsleben mit dem Geiste des Christentums zu durchdringen und sich dazu des sozialistischen Ideals zu bedienen. Das Bekenntnis zur sozialistischen Wirtschafts-, Gesellschafts- und Lebensordnung als dem aus religiöser Erkenntnis und aus christlichem Gewissen erstrebten Ziel ist der Leitgedanke des Bundes. Ebenso entschieden wurde aber auch ausgesprochen, daß sich der Bund keiner politischen Partei verschreibe und den Mitgliedern in ihrer politischen Betätigung Freiheit lasse. Der Volkskirchenbund evangelischer Sozialisten ist, wie betont wurde, weder ein Konkurrenzunternehmen noch ein Anhängsel der Sozialdemokratischen Partei, sondern eine ganz allgemein sozialistisch und christlich gesinnte Gemeinschaft auf religiös-kirchlichem Gebiet.

Daß Rüttelmeyer sein Pfarramt der Anthroposophie zuliebe aufgibt und nun in „Christentum und Gegenwart“ die Wiederverkörperungslehre vertritt, tut sicher vielen bitter weh.

Beim Lesen von Richard Rothe's „Stille Stunden“ sind mir gestern zwei Worte besonders aufgefallen. Das eine heißt: „Daß der Herr Christus sich heutzutage für die Entwicklung unserer politischen Zustände weit lebhafter interessiert als für unsere kirchlichen sogenannten Bewegungen und Tagesfragen, das ist mir keinen Augenblick zweifelhaft. Er weiß es gar wohl, wohinter etwas ist und wohinter nicht.“ Und das andere: „Hände sind mehr wert als Flügel.“ Letzteres Schwärmern ins Tagebuch.

Eine Frage: Geht Staatsrecht über Elternrecht bei der Erziehung der Kinder?

Eine Zeitungsannonce: „Schöner Waldaufenthalt. Täglich frische Sauer Milch. Für gebildete Tischgesellschaft wird garantiert.“

Ich meine, wenn die dicke Milch gut ist, könnte man auf die Bildung, die ich jetzt meine, verzichten. Sie macht sich auf den Dörfern manchmal geradezu lästig. Auf einem Nachbar-dorfe waren im Vorjahre Sommerfrischlinge, die ihre Bildung abgaben wie ein gut gereinigter Kanal das Küchenabwasser.

★ Buch und Bild ★

Karl Mennicke, Proletariat und Volkskirche.

Ein Wort zur religiösen Lage. Lat-Flugschriften, Nr. 35. Nr. 1, 50.

Von Hans Hartmann.

Die erste größere Schrift von Karl Mennicke ist erschienen, von vielen sicher mit Spannung erwartet. Und diese Spannung löst sich, wie das ebenfalls nicht anders zu erwarten war, vollständig. In grundsätzlicher Einstellung und mit Schlaglichtern zeigt er die Not der Kirche und die Not des Proletariats, die sich gegenseitig nicht finden können und nicht finden werden, wegen der dogmatischen, leb- und liebelosen und „unpraktischen“ Stellung der Kirche. Im letzteren Zusammenhang werden eingehend sexuelle Probleme erörtert. Aber gerade, weil so grundsätzlich gesagt ist, daß sie sich nicht finden werden, wird Mennicke, soweit die Kirche in Betracht kommt, zu tauben Ohren reden. Ich teile ja völlig seine grundsätzliche Anschauung, soweit diese Kirche in Betracht kommt. Aber er hat, aus der Fülle der „sozialen Arbeitsgemeinschaft“ Siegmund-Schulzes sprechend, vergessen, daß sich doch an manchen Stellen in der Kirche, unter lebendiger Berufung auf das Recht der Einzelgemeinde (independentistisch) das Proletariat auch hierin als Sprengmittel erweist und wirkliche Gemeinschaften auf proletarischer Grundlage entstehen, die natürlich als solche mit allem dem Proletarier Fremden in zeremonieller und intellektueller Hinsicht aufräumen. Ob dadurch die alte Kirche sich revolutionieren läßt, oder ob sie diese Gemeinschaften ausstößt, das wird ja die nächste Zukunft lehren. Mennickes Satz (S. 21): „niemand zieht eine Konsequenz daraus“, ist also verfehlt.

Ungeheuer scharfe Anklagen werden gegen die Kirche erhoben. Sie ist (ebenso wie mit ihr der theologische Liberalismus) für Mennicke erledigt. Ich verteidige sie nicht. Ich sage auch keineswegs, daß eine Volkskirche möglich sei. Aber in dem Zerfall der Kirche hätte Mennicke mehr die neuen Ansätze sehen sollen, die vielleicht in eine ganz neue, grundsätzlich überkirchliche Zukunft weisen, die aber doch da sind.

Wertvollste Gedanken, wie sie durchaus der Wirklichkeit entsprechen, sind eingestreut. So z. B., daß beim Proletariat zunehmend hinter dem Wirtschaftssozialismus der Menschheitssozialismus aufsteigt. Daß der tatsächliche Proletarier, der Kapitalist mit negativem Vorzeichen (hier fehlt ein „vielfach“), ein Irrtum ist. Daß er sich die

Konfessionslose Schule erzwingen wird. Daß Marx und die Sozialdemokratie in der Gabe der Leitung und Führung schöpferisch sind, die Kirche tot. Daß es völlig hoffnungslos ist, den Arbeiter zu einer bestimmten Religionsanschauung zurückgewinnen zu wollen. Tiefe Bemerkungen über den Sinn wahrer Religion sind eingestreut. Vor allem aber sei betont, was Mennicke über die praktischen Aufgaben sagt. Den Arbeiter wieder mit Geist zusammenbringen und ihn Innerlichkeit spüren lassen. Dazu aber ist, wie ich abschließend bemerken will, nicht nur die „Kleine Gemeinschaft“ (wenn auch diese als echte Kraftquelle) nötig, sondern auch die Volksversammlung und ähnliche zeitgemäße Formen, um Konfrontierungen mit denen zu ermöglichen, die sonst überhaupt nicht erreicht würden und dem Geiste begegnen könnten. Sollte man auf diese Formen verzichten, so würde gerade das eintreten, was Mennicke an der Kirche so verpönt: eine dünne Oberschicht von Auserwählten würde den Rahm abschöpfen, die Führung an sich reißen und auch den Geist der neuen Gemeinschaft wieder bestimmen. Glaubt Mennicke an eine kommende Religion der „Masse“, so muß diese auch allmählich als „Massenbewegung“ in Erscheinung treten — wobei ich mir, es sei nochmals betont, völlig bewußt bin, daß eine solche nur auf dem Grunde kleiner lebendiger Keimzellen selbst lebendig werden und bleiben kann.

Trotz allem: man muß Mennickes Schrift lesen. Sie ist Aufrütteln und Aufatmen zugleich.

Evangelisches Laienbüchlein.

Von Emil Blum.

Hans Ehrenberg hat ein „evangelisches Laienbüchlein“ geschrieben, das Georg Flemmig gewidmet ist und kürzlich im Verlag Mohr in Tübingen erschienen ist.

Das aus drei kleinen Heften bestehende gedankenreiche Büchlein weist den Laien die Aufgabe zu, der Kirche die rechte Einstellung zu Politik, Wissenschaft und Philosophie, zur „Umwelt“ zu schaffen. Ich vermute zwar, daß es von Laien gerade verhältnismäßig wenig gelesen werde, da seine knappe Form schon die Lektüre nicht ganz leicht gestaltet. Wir geben hier die Kerngedanken der Schrift wieder; die drei Absätze entsprechen dabei ungefähr den drei einzelnen Heften. (1. Der schmale Weg zwischen Kirche und Politik. 2. Die Religion des Arbeiters. 3. Die Soldaten Christi.) Eine Würdigung oder Kritik ist unnütz; möge der Einzelne die Gedanken aufnehmen und sie verarbeiten.

Die Kirche stirbt nicht, mag sie der Unzulänglichkeit ihrer Personen wegen auch noch so oft erledigt scheinen. Denn in ihr liegt ein Göttliches, Lehre und Amt, die von Christus her in ihr verwaltet werden, und keine

menschliche Verderbnis der Kirche vermag diesen göttlichen Funken in ihr zu ersticken. Die Frage ist für uns, wie die schein tote Kirche wieder zu einer Kraftquelle des Lebens werde. — Ausgangspunkt ist das Verhältnis von Kirche zu Politik, das durch die religiös-soziale Bewegung zu neuer Problematik geworden ist. Der Sozialismus hat in gewissem Grade die Bedeutung eines Kirchenersatzes (nicht Ersatz des Evangeliums!), aber er bleibt in der Kritik des Bußrufes stehen, hat keine aufbauende Kraft bewiesen; es droht ihm heute der Atem auszugehen, nachdem er seine Berufung angegriffen hat. Der Sozialist hat die Politik aus dem Reich des Teufels hinauf auf das Reich der Erde geführt. Wir stehen im Reich des Geistes; die Politik ist in Berührung mit Gott gekommen. Aus der Hölle befreit kann die Politik nur durch die ständige Gegenwart übernatürlicher Kräfte für die Erde erhalten werden; das erlösende Wort, das den Sozialisten weiter führt, kommt von Christus her, und in der Kirche ist es gegeben. Überall ist Kirche, wo zwei oder drei in Christi Namen vereinigt sind. Kirche und Politik müssen sich finden.

Es wird nicht gefordert, daß der Pfarrer Sozialist werde. Aber es bedarf seitens der Kirchenführer des sichtbaren Verständnisses dafür, daß der Arbeiter ein politischer Mensch sein muß. Und es bedarf vor allem Menschen, in denen Christus lebt und in der Tat zur Erscheinung gelangt. Sonst findet der sozialistische Arbeiter keinen Weg zur Kirche, die doch den Schatz bewahrt, der ihn weiter führen könnte. Dem Arbeiter ist mit wahrer Lehre oder schönem gottesdienstlichem Kultus nicht geholfen, er muß Gott im Menschen schauen. Denn der Arbeiter ist seinem ganzen Wesen nach auf den Menschen hin gerichtet, und so ist auch seine Religion die Religion des rechten Lebens. (Des Bauern Religion trägt ein naturalistisches Kleid; die Religion des Intellektuellen ideologisches Gewand.) Der Arbeiter steht heute erst als Mensch und nicht mehr nur als Arbeitstier da (Nacht-Studenten). Mit seinem Menschtum beginnt aber auch die Gefahr des Menschtum. Heute ist der Arbeiter Christus zugänglich, heute aber auch erst wirklich gefährdet. Nicht der Seelsorge bedarf er, seine Seele ist gesund, gerade weil er Arbeiter ist. Aber er bedarf des gesunden Geistes. Seine Gefahr liegt im Geistigen. Verstehet die Kirche den Ruf, der heute an sie ergeht? Verstehen ihn vor allem die christlichen Laien? Denn nicht die Seelsorger sind gerufen, sondern die tätigen Laien.

Es ist der protestantischen Kirche besondere Aufgabe, die Welt der Politik (und der Philosophie und Wissenschaft) zu „missionieren“. — Durch die Reformation hatte die „Welt“, das heißt eben die gesamten Gebiete der „Vernunft“, ihre Selbständigkeit neben der Kirche erhalten. Daher hat der Katholizismus im Gegensatz zum Protestantismus ein dualistisches Kulturbild. Für die protestantische Kirche ist die „innere“ Mission, der Kampf gegen das Heidentum im eigenen Volksleben charakteristisch. Nachdem die Reformation die Welt von der Kirche, um die Kirche vor Verweltlichung zu retten, abgetrennt hat, muß die protestantische Kirche die

Welt jetzt wieder erobern, um Christus in sie hineinzutragen. Solch echte Weltlichkeit der Kirche ist das Gegenteil ihrer Verweltlichung. Aber halt: Die Kirche in der „Welt“, der Umwelt ist nur indirektes Christentum, kann immer nur indirektes Christentum bleiben; da ist Auswirkung Christi, nicht Quell Christi. Es gilt lebendig zu sehen und zu denken. Es gibt einen die heilige Flamme hütenden innersten Kern der Kirchen. Dahin gehört die älteste Schicht, all das, was als kirchlich im engeren Sinne gilt. Gralsbüterin ist vor allem das Kloster der Kirche des Ostens. Auch der Katholizismus hat heute wesentlich konservative Art. Die protestantische Kirche hat zu kämpfen, ist Stürmer, nicht Lorchwächter. — Wohlverstanden: Auch die protestantische Kirche bedarf des inneren Kernes, ihn bildet die kleine Gemeinde, die geistlich bleibt; der evangelische Priester (= Pfarrer) wendet sich im Amte Christi dem sündigen Teil des Menschen zu, ist Seelsorger. Der Kampf gegen die Umwelt (die als „vernünftige Welt“ in jedem Gliede der Kirche wohnt), ist Anliegen des tätigen Laien. Die kleine Gemeinde leite der Priester unbeschränkt. — Die Kirche als Gesamtheit der Gemeinden, die „Großkirche“ aber stehe unter Laienregiment. Darin habe der wissenschaftlich arbeitende Theologe als Laie leitende Stellung; zur eigentlichen Kirchenregierung steige das gesamte sich in Parteien gliedernde Kirchenvolk auf.

Bekanntmachung.

Die Generalversammlung des Neuwerk-Verlages e. G. m. b. H. Schlüchtern hat am 4. August ds. Js. die Auflösung der den Verlag tragenden Genossenschaft beschlossen. Die Existenz unserer Zeitschrift wird dadurch nicht betroffen. Vom 1. Oktober ds. Js. ab wird sie als „Neuwerk“ unter der Schriftleitung Emil Blums von Georg Flemmig, Normann Körber, Fritz Berber und ihren Freunden in Gemeinschaft mit den alten Mitarbeitern herausgegeben werden und im Neuwerk-Verlag Schlüchtern/Habertshof erscheinen. Sie wird von dort aus den Abonnenten wie bisher zugestellt. Der Verkauf der Bücher erfolgt bis zur Beendigung der Liquidation in derselben Weise wie bisher. Unsere Freunde bitten wir, von der beiliegenden Bestellkarte eifrig Gebrauch machen zu wollen. Die angegebenen Preise gelten nur für ganz kurze Zeit.

Neuwerk-Verlag e. G. m. b. H. Schlüchtern.

Die Liquidatoren:

Mar Wolf.

Otto Herpel.

Hedwig Burbaum.

Verantwortlicher Schriftleiter: Heinrich Schultheis, Sannerz, Neuwerkgemeinschaft.
Druck von H. Steinfeld Söhne, Schlüchtern.

Veröffentlichungen des Neuwirk-Verlages.

Bis zum 15. September zu folgenden Preisen:

- Junge Saat.** Lebensbuch einer Jugendbewegung.
Herausgegeben von Eberhard Arnold und Normann Körber.
Preis: geh. Mk. 30.—, geb. Mk. 40.—
- Zinzendorf.** Über Glauben und Leben.
Aus Zinzendorfs Worten ausgewählt von Otto Herpel, mit einer Einführung von Gerhard Reichel.
Preis: geh. Mk. 30.—, geb. Mk. 40.—
- Blumhardt.** Vom Reich Gottes.
Herausgegeben von Eugen Jäch.
Preis: geh. Mk. 30.—, geb. Mk. 40.—
- H. Chr. Kaergel.** Schlesiens Heide und Bergland.
Preis: geh. Mk. 24.—, geb. Mk. 34.—
- Georg Flemmig.** Dorfgedanken.
Preis: geh. Mk. 30.—, geb. Mk. 40.—
- Reinhold Zickel.** Das goldene Kalb. Tragödie.
Preis Mk. 24.—
Der Schacht. Ein Drama.
Preis: Mk. 20.—
- Julius Goldstein.** Rasse und Politik.
Preis: geh. Mk. 30.—, geb. Mk. 40.—
- Max Bürck.** Vom Staatskirchentum zur Menschheitsreligion.
Preis: geh. Mk. 28.—, geb. Mk. 38.—

Wichtige Bücher

zur geistigen Lage der Gegenwart:

Eberhard Arnold: Innenland	geh. Mk. 14.40
R. Barth: Der Christ in der Gesellschaft	" " 18.—
G. Dehn: Großstadtjugend	" " 44.—
J. Diezgen: Religion der Sozialdemokratie	" " 9.—
Fr. Gogarten: Die religiöse Entscheidung	" " 30.—
H. Hartmann: Christ und Antichrist (die neue Gemeinschaft)	" " 14.40
Die Stimme des Volkes	" " 6.60
G. Kochheim: Hinauf zum Idealismus	" " 3.—
" Der letzte Tag	" " 14.40
" Das Märchen von der Lichtgemeinde	geb. " 43.20
H. Kutter: Sie wissen	Halbl. " 84.—
" Revolution des Christentums	" " 90.—
" Wir Pfarrer	" " 72.—
Joh. Müller: Die Bergpredigt	geb. " 54.—
" Reden Jesu	" " 54.—
" Bausteine für persönliche Kultur 1—4 je	" " 16.50
W. Stählin: Fieber und Heil in der Jugendbewegung	" 24.—
Jesus und die Jugend	" 8.—

Verfand gegen Nachnahme. — Preise freibleibend.

Ausführliche Buchverzeichnisse versendet

Buchvertrieb Otto Wülfig, Düsseldorf, Marschallstr. 1.
Postcheckkonto: Köln 109506.

Zum zweihundertjährigen Jubiläum der Brüder-Gemeine
17. Juni 1922

Zinzendorf

Über Glauben und Leben

Aus seinen Worten ausgewählt von Otto Herpel

Mit einem Vorwort von Gerhard Reichel.

Bis zum 15. September Preis: Geh. 30.— Mk. Geb. 40.— Mk.

Neuwerk-Verlag / Schlüchtern.

Neuerscheinung des Neuwerk-Verlages

Vom Reich Gottes

Christoph Blumhardt

Inhalt: Liebe Gottes. Reich Gottes. Jesus Christus. Hoffnung.

Bis zum 15. September Preis: Geh. 30.— Mk. Geb. 40.— Mk.

Neuwerk-Verlag / Schlüchtern.

Gebildetes Mädchen, Mitte 30, mit pädagogischer Bildung und wirtschaftlicher Erfahrung sucht selbständige Stellung in mutterlosem Haushalt.

Zu erfragen in der Expedition des „Neuen Werkes.“

Wewel Pianos und Harmoniums

auch mit eingebautem Selbstspielapparat schon von 5000 Mk. an
Prima Referenzen

Gegründet 1879

Hamburg 13

Mietinstrumente

Hallerstraße 1

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Else von Hossander, Sannerz bei Schlüchtern.
Druck von G. Steinfeld Söhne, Schlüchtern.

